

# Schlesische Monatshefte

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

Nummer 9

September 1934

11. Jahrgang

## Heilig Vaterland!

Nach Rudolf Alexander Schröder, 1914

Heilig Vaterland! In Gefahren  
Deine Söhne sich um dich scharen.  
Von Gefahr umringt, heilig Vaterland,  
Alle stehen wir Hand in Hand.

Bei den Sternen steht, was wir schwören.  
Der die Sterne lenkt, wird uns hören.  
Eh der Fremde dir deine Kronen raubt,  
Deutschland, fallen wir Haupt bei Haupt.

Heilig Vaterland, heb zur Stunde  
Kühn dein Angesicht in die Runde.  
Sieh uns all entbrannt, Sohn bei Söhnen stehn.  
Du sollst bleiben, Land, wir vergehn.



# Krieg und Kunst

## Ausstellung im Schlesiſchen Provinzialmuſeum

Vor nunmehr zwanzig Jahren zog der Künſtler mit dem Gewehr am Arm in den Krieg und nicht mit Palette und Pinſel. Es iſt daher verſtändlich, daß große Gemälde nur in beſchränkter Zahl gezeigt werden. Aber vielleicht iſt es gerade dieſer Umſtand, der die Ausſtellung ſo ganz beſonders reizvoll macht. Man fühlt in den Räumen, daß die Hauptaufgabe dieſer Künſtler im Gebrauch der Waffe liegt, daß es Ruhepausen ſind, die das Brünlein in der Künſtlerſeele für kurze Zeit wieder fließen läßt. Und auch da ſpürt man den Hauch des menschenmordenden Streites, des Ausharrens in zäher Pflichterfüllung, der Sehnsucht nach Frieden und neuem Lebensfrühling. Es iſt eine Summe von Empfindungen, die uns einfühlen läßt in die Zeit, als dieſe Bilder entſtanden.

Dieſe Ausſtellung kann man im Maſſenbeſuch überhaupt nicht werten. Interessante Dinge ſieht man, in intereſſanter Art gegeben, mehr nicht. Wer aber allein vor dieſen Bildern weilt, bekommt bald Fühlung mit den Künſtlern, und er nimmt viel mit hinaus in den grauen Alltag.

Da ſind zunächſt Plaſtiken von dem Bunzlauer Theilmann, die an unſer Innerſtes pochen. Der Gedanke ſteigt auf: „Das tat ich für dich, was tuſt du für mich?“ Und in dieſer Hinſicht wirkt die Ausſtellung von Kriegergrabanlagen und künſtleriſchem, ſchlichtem, würdigem Schmuck in der Eingangshalle wohlthuend. Hier fand auch der Landeshauptmann v. Boeckmann die rechten Worte bei der Eröffnung am 5. Auguſt: „Wir wollen ja alles tun, um Euch zu danken, aber unſere Kraft iſt zu ſchwach, um es ſo zu tun, wie Ihr's verdient hättet. Seid nachſichtig.“

Wenn wir links in den erſten großen Raum treten, ſo prallt uns wieder der obige Gedanke entgegen in Schnürgels Bild „Flandern“. Wir Daheimgebliebenen empfinden das vielleicht ſtärker als die, die mit dem Leben abgeſchloſſen hatten. Wir erleben das Starke, Ungebrochene, Zähne, trotz Blut und Schweiß, trotz übermenſchlicher Arbeit, die hinter dieſen grauen Helden liegt. Es iſt eine gar lange Predigt, die dieſes Bild enthält. Du mußt aber allein vor ihm ſtehen, dann bekommt es Sprache, eine Sprache, die ſo eindringlich iſt, daß einem der kleinliche Alltagsſtreit ſo winzig und unbedeutend und belanglos vorkommt, daß der beſſere Menſch in uns ſich regt und ergriffen wird wie am Grabe Hindenburgs oder des unbekanntenen Soldaten.

Wir ſehen viele kleine Blätter und Blättchen. Dieſe kleinen Blätter üben in ihrer Technik einen ſo angenehmen Reiz aus, daß man gern mehr ſolche Formate in Ausſtellungen ſehen möchte. Sie alle ſind ſo liebenswert, ſie alle reden zu uns, ſo ganz anders als die Kunst der letzten zwanzig Jahre, die man ohne Kommentar überhaupt nicht zu verſtehen vermochte. Sie war ja auch nur für ganz beſonders kluge Menſchen —! Hier iſt Volkskunst, die erhebt und packt.



Genannt seien neben den bekannten nationalsozialistischen Kämpfern Professor Busch, Übrück und Frieze als bedeutende schlesische Künstler und Kriegsteilnehmer Beuthner, Eisold, Engelhard-Ryffhäuser, Iwan, Richard von Below, der Radierer Oskar Graf, Oswald Schlombs, Vollbehr, Schölei, Erich Erler, Steigüber sowie die hervorragenden Bildhauer Dell' Antonio und Paul Schulz.

In Frieze lernen wir einen lebensfrohen Menschen kennen, der auch ernste Dinge durch die sonnige Brille zu sehen vermag. (Erinnert sei an die ernste Gegenseite, die die Ausstellung in der Poelzig-Halle zeigte.) Erfreulich ist es, daß Männer wie Beuthner als Künstler endlich auch an den gebührenden Platz kommen.

Einen Eigenplatz nimmt in der Ausstellung Professor A. Busch ein, der Schlesien leider, wie schon mancher unserer Besten, für immer verläßt. Man braucht ihn nicht zu kennen, diesen vornehmen, lebenswürdigen Menschen, allein ein Blick in diese Ausstellung genügt wieder, um das Verbrechen zu würdigen, das man beging, als unter Molls Akademieleitung dieser Künstler „abgebaut“ wurde. Er überragte in seinem Können. (An dieser Stelle sei ergänzt, daß der obengenannte Oswald Schlombs diesen Mächten damals unterlag und sich selbst das Leben nahm. Eine Gedächtnisausstellung wurde seinerzeit als „unlohnend“ abgelehnt.) Busch hat diese seelischen Qualen zwar auch nie ganz verwinden können. Er ging zwei Jahre nach Java und fand schließlich neue Kraft und Zuversicht in dem Siege des Nationalsozialismus. Es lohnt, die Busch-Ausstellung besonders zu besuchen. Wie diese Köpfe gezeichnet sind! Allein die wohlthuende Technik bereitet hohen Genuß, ganz abgesehen von dem tiefen Gehalt, der selbst in den kleinsten Köpfen steckt. Busch spielt auf Saiteninstrumenten. Das klingt nicht nach Trompeten und Pauken oder Jazz, sondern durch seine Art des Gestaltens klingt meisterhaftes Geigen- oder Cellospiel. Auch diese Instrumente vermögen eindringlich zu reden von „Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit“. Busch selbst berichtete von seinen Erlebnissen, die er beim Arbeiten an diesen Kunstblättern hatte. Besonders eindrucksvoll waren die Einzelheiten über den verstorbenen Feldmarschall Hindenburg.

Die Ausstellung kann zwar nur einen Bruchteil dessen zeigen, was unsere Künstler an der Front erlebten, aber dieses genügt schon, um einen Blick zu tun in das, was vor zwanzig Jahren ihr Innerstes erfüllte, herausgerissen aus ihrem Beruf, um mit der Waffe das Vaterland zu schützen.

P. R. Sommer

---

---

**Besucht die Ausstellung „Krieg und Kunst“**  
August bis Oktober in dem Schlesischen Museum der bildenden Künste

---

---



## Heinrich von Treitschke

Wir wollen nicht, daß auf die Jahrtausende germanischer  
Besitzung ein Zeitalter deutsch-jüdischer Mischkultur folge.

Am 15. September sind 100 Jahre seit der Geburt Heinrich von Treitschkes vergangen. Der äußere Anlaß wird hoffentlich das Augenmerk vieler Deutscher auf diesen Mann lenken. Er gehört zu den Großen des vergangenen Jahrhunderts, die warnend ihre Stimme erhoben gegen allen Ungeist der Zeit. Gleich Friedrich Nietzsche und Paul de Lagarde kämpfte der vaterländisch gesonnene Hochschullehrer für eine große Zukunft. Keiner hat die Geschicke Bismarcks mit solcher Leidenschaft begleitet wie er, keiner hat so zukunftsweisend in die Tagespolitik eingegriffen wie dieser Mitarbeiter und langjährige Herausgeber der „Preussischen Jahrbücher“. Was ihn dabei gegenwartsnah macht, sind vor allem drei Dinge: sein unbeirrtes Eintreten für den deutschen Einheitsstaat unter Preußens Führung, sein Kampf gegen falsch verstandenen Liberalismus und Sozialismus, endlich seine Segenwehr gegen die von Osten her einwandernden Juden.

„Ein tapferes Soldatenkind“ hat er sich selbst einmal genannt. Sein Vater wurde sächsischer General, seine Mutter war die Tochter eines Reiteroffiziers, der unter Washington gefochten hatte. So wäre dem Knaben Heinrich die militärische Laufbahn lieb gewesen. Aber ein Gehörleiden hinderte ihn daran. Der dichtende Jüngling haderte mit seinem Schicksal und hat dies Empfinden in den „Krankenträumen“ am stärksten zum Ausdruck gebracht. Trost blieb ihm die dort ausgesprochene Verheißung: „Dein Zauber ist das mutig freie Herz.“ Sein weiterer Lebenskampf ist tiefer Beweis für diese Gesinnung. Jeder seiner Aufsätze, ob es sich um Geistesgeschichte oder Politik handelt, viele Briefe und die größten Abschnitte seiner fünfbandigen „Deutschen Geschichte“ sind von einem mutig freien Herzen getragen.

Fünzig Jahre nach der Völkerschlacht mahnt er auf Leipzigs Marktplatz eine unübersehbare Zuhörerschaft: „An uns ist es, das Werk unserer Väter zu vollenden und auf dem Boden, den ihr Heldenmut uns neu geschenkt hat, jenes einige Reich zu gründen, das nur als ein blaßes Bild der Sehnsucht vor ihrer Seele schwebte. Noch sind wir fern von diesem Ziele, so lange wir uns betören lassen durch hochtrabende Reden, statt unsere Staatsmänner zu beurteilen allein nach ihren deutschen Taten, allein danach, ob sie bereit sind, aufzuopfern die ungeschmälerte Macht der Einzelstaaten, die doch nichts anderes ist als die Ohnmacht des ganzen Deutschlands.“ Trotz sächsischer Herkunft betont er in seiner bald danach entstandenen Schrift „Bundesstaat und Einheitsstaat“: „Nur die Macht des größten deutschen Staates kann die Macht der kleinen Höfe zur Unterwerfung unter eine nationale Zentralgewalt zwingen.“ Aus solcher Gesinnung heraus begleitete Heinrich von Treitschke die Geschicke Preußens und seiner Machtentfaltung mit voller Hingabe. Dieser „Anwalt des deutschen Liberalismus“ brachte immer wieder



zum Ausdruck, daß der freie Einzelne nur ganz gedeihen kann im weiten, starken, freien Staate. In der zuletzt erwähnten, auch für die Gegenwart höchst bedeutenden Schrift heißt es einmal: „Noch immer wollen beschränkte Köpfe nicht einsehen, daß das demokratische Feldgeschrei: „Erst Freiheit, dann Einheit“ ein Unsinn ist, denn es bedeutet: „Erst staatliche Rechte, dann ein Staat.“

Wegen der zersetzenden Gedanken mußte ihm auch die Sozialdemokratie verhaßt sein. Die beiden Aufsätze „Der Sozialismus und seine Gönner“, „Der Sozialismus und der Meuchelmord“ sind stärkste Zeugnisse hierfür. Die erste Schrift enthält scharfe Warnungen des Realpolitikers vor „zerfließenden Glückseligkeitsbildern“. Er wollte eine „strengere Auffassung vom Staate und seinen Pflichten, ein gekräftigtes Nationalgefühl“. Das vermischte er auch bei weiten Kreisen des Judentums. Warnend und zukunftsweisend sagt er darum 1879: „Wir wollen nicht, daß auf die Jahrtausende germanischer Gesittung ein Zeitalter deutsch-jüdischer Mischkultur folge.“ Anlaß zu solcher Mahnung war ihm folgendes: Über unsere Ostgrenze dringt Jahr für Jahr aus der unerschöpflichen polnischen Wiege eine Schar strebsamer, hosenverkaufender Jünglinge herein, deren Kinder und Kindeskinde dereinst Deutschlands Börsen und Zeitungen beherrschen sollen.“

Gerade diese Fragen haben auch engere Beziehungen zu Schlesien. Dr. M. Joel, Rabbiner der Breslauer israelitischen Gemeinde, schrieb einen „Offenen Brief an Herrn Professor von Treitschke“. Darin heißt es: „Als Patriot hätten Sie sich sagen müssen, daß in der weiten Welt der Name Lasker Deutschland mindestens so viel Ehre macht wie der Ihrige.“ Eduard Lasker war ein unweit der russisch-polnischen Grenze in Südpolen geborener Jude. Er gehörte zum linken Flügel der Nationalliberalen, zu den Segnern Bismarcks. Nur der künftige Historiker braucht heute von ihm zu wissen. Man sieht, wie zeitbedingt Joels Schreiben ist. Zu welchen Verstiegheiten dieser Rabbiner kam, zeigt eine andere Stelle. Dort sagt er zu Treitschke: „Sie zitieren Tacitus . . . Warum zitieren Sie ihn, wie ich glaube, aus Fichte, der ein mächtiger großer Denker, aber unter allen deutschen Philosophen der am wenigsten gelehrte?“ Wieviel entscheidender ist der Charakter als die Gelehrsamkeit! „Fichte, der Weg zur Nation“ heißt ein 1932 erschienenes Werk von Reinhold Schneider. Es eröffnet uns bessere Wege zu diesem bedeutenden Hochschullehrer und ersten Rektor der Berliner Universität. Es zeigt uns Fichtes tiefes Ringen um die Nation. Schon Treitschke hatte darauf hingewiesen, daß er „der erste namhafte Verkündiger jener Ideen war, welche Deutschlands nationale Partei bewegen . . . Fichte richtete seine politischen Ermahnungen als Deutscher schlechtweg an Deutsche schlechtweg, nicht anerkennend, sondern durchaus beiseitesetzend alle die trennenden Unterscheidungen, welche unselige Ereignisse seit Jahrhunderten in der einen Nation gemacht haben. Die Deutschheit, die echte alte unverstümmelte deutsche Art sollte wieder zu Ehren kommen.“ Joel beweist also mit seinen Worten nur, wie fern er echtem deutschem Empfinden stand, wie recht also Treitschke urteilte.



Glücklicherweise fand der kämpferische Geschichtslehrer und Vaterlandsfreund im übrigen auch bei den Schlesiern rechten Widerhall. Hier verdient Gustav Freytag besonders genannt zu werden. An den persönlichen Umgang eines Winters in Leipzig knüpfte sich eine 32jährige Freundschaft fürs Leben. 1863 fand der Dichter tiefe Worte für den eben erst gewonnenen Freund, der nach Freiburg im Breisgau ging. In der Abschiedsrede heißt es: „Ich, der geborene Preuße, nehme mir heut die Freiheit, Ihnen noch meinen besonderen Dank zu sagen, für die Treue und Energie, womit Sie das politische Glaubensbekenntnis, das auch ich für den besten Inhalt meines Lebens halte . . ., vor dem ganzen Deutschland so mannhaft vertreten haben.“ Die Wahlverwandtschaft der beiden vaterländisch gesonnenen Männer wird deutlich. Gustav Freytag hatte sogleich die Größe des jungen Gelehrten erkannt und betonte darum später in der Ansprache: „Sie werden in größere und stärker bewegte Kreise treten, denn Sie tragen etwas in sich, was Sie einem öffentlichen, an Schicksalen reichen Leben entgegenführt.“ Dankbar widmet ihm Treitschke schon ein Jahr später die „Historischen und politischen Aufsätze“ in „herzlicher Erinnerung an die glücklichen Abende in Leipzig.“ Alles, was den Hochschullehrer im Innersten bewegt, offenbart der weitere Briefwechsel. „Der Patriot in mir ist tausendmal stärker als der Professor“, bekennt er 1865. „Um das Reich ist mir überhaupt nicht bange — wenn nur nicht der Materialismus der Sitten und Gedanken so furchtbar über Hand nähme, daß selbst mein hoffnungsfroher Sinn erlahmt.“ So klagt Treitschke im Jahre der Reichsgründung. Der gleiche Brief enthält die folgenden Sätze: „Ich habe kürzlich Ihre schöne Heimat kennen gelernt und kann Ihnen nicht genug sagen, wie sehr sie mir gefallen hat — Land und Leute. Erst dort im Osten habe ich ganz begriffen, was Preußen für die Gesittung der Welt bedeutet.“ Am Schluß dieses Briefwechsels steht freilich ein herbes Urteil über die Zeit um 1894. „Natürlich gehöre ich nicht zu den Toren, die an Preußen verzweifeln, aber Völker leben langsam, und so lange ich lebe, kommen schwerlich erträgliche Tage.“ Das mutig freie Herz war müde geworden in dem Parteigezänk nach Bismarcks Sturz. Aber nur wenigen hat es sich so offenbart, wie hier dem Dichtersfreunde, dessen „Ahnen“ der Historiker mit größter Freude las. Im ganzen gilt für diese geistige Wahlverwandtschaft, was Erich Marcks in seinem Gedenkblatt für Heinrich von Treitschke sagt: „Lebenslang sind die beiden, der bürgerliche altpreußische Schlesier, der Poet und Kulturhistoriker, und der um achtzehn Jahre jüngere wahlpreußische Edelmann getreue Freunde geblieben, über die Verschiedenheiten der Generationen, über so mancherlei Abweichungen des Temperaments und der Ansichten hinweg — eines jener innigen Verhältnisse zwischen zwei reichen und männlich-selbständigen Geistern, aus deren Anschauung Treitschke selber ein Stück seines besten Glaubens an den Adel deutschen Wesens zu schöpfen liebte.“

Dr. Arnold Wienicke



# Die Kunst Edgar Bennas auf dem Gebiete der Glasveredelung

Von Dr. Walter Nidel

Die Glasveredelung ist ein Gebiet der Handwerkskunst, zu der Schlesiens durch seine Kulturgeschichte und seine gewerbliche Leistungskraft in besonderem Grade verpflichtet ist. Denn was das Berliner Schloßmuseum an Leistungen der böhmisch-schlesischen Hütten aus dem 18. Jahrhundert aufweist, das ist aus dem Kulturbesitz des weiteren Deutschland nicht fortzudenken; und der Umstand, daß Schlesien auch heute etwa 65 vom Hundert nicht nur der gesamten deutschen Glaserzeugung, sondern auch des deutschen Hohlglases aufbringt, gibt der Forderung, über die Herstellung des Glases seiner Veredelung nicht zu vergessen, den stärksten kultur- und wirtschaftspolitischen Nachdruck.

Die Glasveredelung ist in ihrer vollendetsten Form, wie wir sie hier an den Leistungen von Edgar Benna vor Augen führen, nicht ein Kunsthandwerk, sondern eine Handwerkskunst, das heißt der Werkende treibt nicht die Kunst als ein Handwerk, sondern das Handwerk als Kunst.

Um dem beistimmen zu können, muß man des technischen Werdeganges eines künstlerisch veredelten Glases gedenken. Edgar Benna pflegt die zur Veredelung durch seine Kunst verwendeten Gläser von schlesischen und bayrischen Glashütten zu beziehen, wobei besonders die bayrischen Glasfabriken den Formvorschlügen des Künstlers in erfreulicher Bereitwilligkeit entgegenkommen. Es gibt in der Hauptsache zwei verschiedene Arten des Veredelungsverfahrens: Das Gravieren und den Schlift.

Die Technik des Gravieren bedient sich des Tiefschnitts oder des Hochschnitts. Der Tiefschnitt ist der gebräuchlichere. Ein vollständiges Handwerkszeug des Graveurs besteht aus über 100 Kupferrädchen in verschiedener Größe und Stärke im Durchmesser von der Größe eines Stecknadelknopfes bis zu 15 Zentimeter. Das jeweils zur Verwendung gelangende Kupferrädchen wird durch Fußbetrieb zu mehr oder minder rascher Umdrehung gebracht und zur Erzielung seiner Schleifkraft mit einem Brei, bestehend aus jeweils verschieden gekörntem Karborundumpulver, Rüböl und Petroleum, bestrichen. Hält nun der Künstler das Glas an dieses so vorbereitete, sich drehende Rädchen, so graviert dieses selbstverständlich das genaue Negativum seines berührenden Teiles, also einen muldenförmigen Schnitt von mattem Tone in das Glas hinein. Bewegt der Künstler das Glas mit gleichem Andruck nach rechts und nach links, so wird das Ergebnis eine kugelförmige Mulde sein. Ein kürzerer und schwächerer Andruck bewirkt eine geringere, ein längerer und stärkerer eine erheblichere Eintiefung in das Glas. Man wird nun ermessen können, wie feinnervig der Künstler die Widerstandskraft des Glasmaterials gegen die Angriffskraft des Kupferrädchens empfinden muß,



um den rhythmischen Schwung der Eintiefungen zustandezubringen, der durch den Aufwuchs jener Tanzfigur von Abbildung 1 hindurchgeht. Und gleichzeitig begreift man auch, daß der eigentlich künstlerische Gehalt dieser Figur, eben jener Rhythmus von Hebungen und Senkungen, nur erst im Augenblick der technischen Herstellung geboren werden kann. Darin liegt ja gerade das Geheimnis von Edgar Bennas Künstlertum: Er ist beides in einem, der Schöpfer seiner Entwürfe und ihr Graveur. Nur dadurch konnte es möglich werden, daß diese Figur, wie überhaupt die meisten seiner Gestalten trotz ihrer anatomischen Richtigkeit doch auch dem körperlosen Ornament so rätselhaft nahe verschwifert bleiben. Sie tragen genau so viel und so wenig Willen zur Wirklichkeit in sich wie der Grund, auf dem sie leben, das Glas. Wo, wie in den meisten Fällen, diese Doppeltätigkeit von zwei verschiedenen Persönlichkeiten ausgeübt wird, kann eine solche Einheit im künstlerischen Ergebnis natürlich niemals entstehen.

Der Tiefschnitt erstellt ein Gebilde, das man seiner Technik nach auch als negatives Relief, zu deutsch als Flachbild im umgekehrten Sinne bezeichnen könnte. Und wie in einem gewöhnlichen Flachbilde die zu stärksten hervortretenden Teile alle in ein und derselben Reliefschicht liegen müssen, um die organische Einheit des Gebildes nicht zu gefährden, so müssen natürlich auch im Flachbild im umgekehrten Sinne die stärksten Eintiefungen alle in einer denkbaren einheitlichen Tiefschicht eingebettet sein. Mit anderen Worten: Die Nerven des Künstlers dürfen bei dem immer wechselnden Andruck des Glases gegen das Kupferrädchen an keiner Stelle das Gefühl für den organischen Zusammenhang der ganzen Bildfigur verlieren. Täten sie es, so würde der Beschauer etwa bei einer zu starken Eintiefung nur ein aus der Bilderscheinung herausfallendes Loch sehen. Deshalb mag wohl das Gravieren von Bildnissen wie auf dem abgebildeten Wagnerpokal eine besonders heikle Arbeit sein (Abbildung 2). Der vereinfachende Zwang zu ornamentaler Bindung fällt fort, und dafür tritt das Gesetz eines nie zur Ruhe kommenden, dem körperhaft-räumlichen Dasein nachtastenden Wechsels in Kraft. Die glatte Schwellung der Muskeln verlangt einen anderen Andruck und eine andere Wahl von Kupferrädchen wie die anscheinend zufallbedingten Falten der Gewandung.

Es ist nur gerecht, wenn ein Künstler solchen Grades, zumal wenn er noch, wie in diesem Falle, in den Reihen der seit langem bewährten nationalsozialistischen Kämpfer steht, von Seiten der Behörde Anerkennung erfährt. Als ein Beispiel hierfür gelte der Ehrenpreis der Provinz Niederschlesien für den Deutschlandflug 1934 (Abbildung 3). Es handelt sich hier um die Veredelung eines Deckelpokals, die zweckentsprechend nicht in gefälligen Zierformen, sondern nur knapp und in „preußischer Kargheit“ bemessen sein durfte. Auf der Vorderseite der schlesische Adler, auf der Rückseite das Fliegereisymbol und in richtiger Raumverteilung die wenigen Worte der Beschriftung, das waren die Formen der Veredelung, die nur dem Zwecke dienen durften, die Gediegenheit des Materials und der Gefäßform zu noch höherer Geltung zu bringen.





NATURLICHE GRÖSSE

BERNSTEINKRISTALLIG

EHRENPOKAL





Edgar Bonna

Stichschnitt



Angefihts dieser gelungenen Lösung kann man es nur bedauern, daß der von Edgar Benna eingereichte Entwurf für Ehrenbürgerbriefe der Stadt Breslau im Verfahren der Glasveredelung (Abbildung 4), obwohl preisgekrönt, nicht zur Ausführung gekommen ist. Der Entscheid ist zugunsten der bisher geläufigen Ausführung in Pergament ausgefallen. Der Entwurf Bennas veranschlagte wiederum einen Deckelpokal, bekrönt von dem geschliffenen und gravierten schlesischen Adler. Man müßte denken, daß der Gegensatz, wie er sich hierbei im scharfkantigen Schliff der Form und dem mattweißen Ton der Gravierung von Buchstaben und figürlichem Schmuck ausdrücke, das edle Material des Bernsteinkristallglases zur Hergabe seiner letzten Schönheit veranlaßt hätte. — In dem figürlichen Zierwerk entschlüpfte dem Künstler ein unbewußtes Geständnis des eigenen sozialen Empfindens: Der Gelehrte nicht ohne Pose, das Bäuerlein nicht ohne Kleinmut, nur der Glasbläser, der Vertreter der Schwerarbeit, in vollem Adel des Schaffens. Da in der Glasveredlungskunst, wie wir sahen, die höchste künstlerische Eingebung nur in den kurzen Augenblicken der technischen Herstellung Gestalt finden kann, mag die vorliegende Zeichnung nur einen ersten Hinweis auf die Schönheit des tatsächlich ausgeführten Werkes geben.

Die Technik des Gravierens kennt neben dem Tiefschnitt noch den — allerdings seltener angewandten — Hochschnitt. Bei ihm bleibt die eigentliche Zierform in der ursprünglichen Schicht des Glases bestehen und hebt sich von der umgebenden Fläche dadurch heraus, daß diese in einen tieferen Reliefsgrund zurückgelegt wird (Abbildung 5). Ein Modellieren der Form kann dadurch erwirkt werden, daß, wie beispielsweise im Haar, an den Brüsten und im Fächer der indischen Tänzerin, wiederum ein leichtes Gravieren in Anwendung kommt. Die dabei entstehende matte Tönung kann dann, wo nötig, durch eine Beschleifung mit Pappel- und Korkscheiben wiederum zu glasklarem Glanze zurückgeführt werden. Der abgebildete Pokal zeigt das rein technische Können Bennas in seiner ganzen Vielseitigkeit: In der Mitte den Hochschnitt, an den Seiten den Tiefschnitt und am Fuße den Schliff. Und wieder zum Hinweise darauf, daß diese Technik von einem Künstler gehandhabt wird: Man lasse diese Figur als rein künstlerisches Gebilde gelten. Sie bleibt bei aller Absonderlichkeit ihrer Haltung und Bewegung ihrem Material verpflichtet, aus seinem Geiste gedacht, durchweht von der Kühle, Glätte und Reinheit des Glases.

Und nun kommen wir zu der durch Edgar Benna herbeigeführten Erweiterung der Möglichkeiten der Glasveredelung. In ihr findet beides, sein Künstlertum und sein technisches Können, zu schöpferischer Vereinheitlichung zusammen. Hier sind der Glasveredelung tatsächlich neue Wege geöffnet, und man verzichtet ungern auf die nahezu aussichtslose Hoffnung, daß der Künstler wiederum andere lehren könne, auf diesem von ihm neu betretenen Wege zu gehen. — Zuvor einiges über die Technik. Zum Schleifen des Glases findet kein Kupferrädchen, sondern eine beträchtlich größere, von Wasser überrieselte Karborundumscheibe Verwendung, die in das Glas mit grobkörniger Schnittfläche eingreift. Das Nachschleifen geschieht dann mit



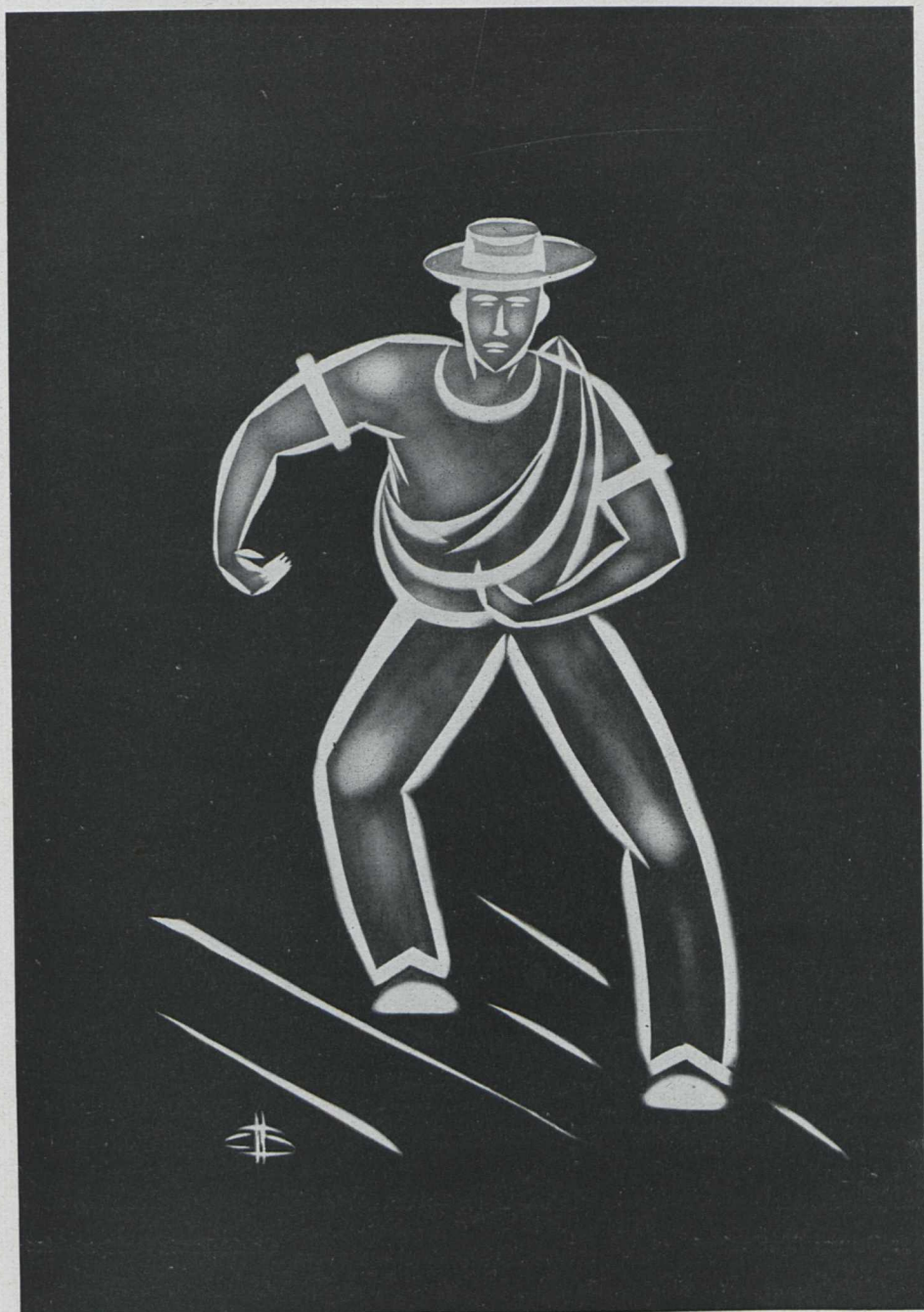
Silizium-Karbid-scheiben, die das Aussehen der Schnittfläche in einen leicht matten Ton überführen. Eine Hochglanzpolitur, von Benna jedoch nur in seltenen Fällen erstrebt, läßt sich dann mit einem Polieren mittels Pappelholzscheiben und Polierschlamm erwirken. — Die Technik des Glasschliffes wurde bisher nur zur Herstellung geometrischer Schnittmuster angewandt; Benna jedoch bedient sich des Schnitts auch, um Figurenbildungen zu gewinnen. Man lenke den Blick von den letzten beiden Abbildungen auf die Wiedergabe der gravierten Werke zurück, um die hiermit gewonnene Bereicherung der Glasveredelung ermessen zu können. Das Glas, vorher nur einer ziselierenden Feinarbeit zugänglich, gewinnt nun auch die Aufnahmefähigkeit für nahezu monumental erfüllte Bilderscheinungen. Herrlich, wie die wichtigen Linien dieses Sämanns (Abbildung 6) zu dem Ausdruck von werktätiger Kraft zusammenklingen! Und wie groß gesehen fügt sich dem gleißenden Umriss die organisch wechselnde Modellierung ein! — Der Sämann ist in Kristallglas geschliffen, das durch einen Überfang (in Stärke von etwa einem Millimeter) grün gefärbt ist. Der Umriss der Figur ist bis auf den ungefärbten Kristallgrund vertieft, während die Modellierung das Grün des Überfangs nur in verschiedenem Grade auflichtet.

Wir sahen: Die Technik des Schliffs verpflichtete den Künstler, die Linienführung in großen Zügen zu halten. Was liegt da näher, als dieser formalen Großzügigkeit entsprechend die Glasveredelung nun auch dem inhaltlich Großen dienstbar zu machen? Edgar Benna schliff einen Christuskopf in eine massivfarbige Glasscheibe von etwa acht Millimeter Stärke. Der Schnitt im Überfangglas wirkte mit sprühendem Nachdruck; der Schnitt hier im massivgetönten Glas wirkt mit stillerer Eindringlichkeit, fast nur durch die Form. Denn in wie starkem Aufbau diese auch geführt ist, ihre letzte Wirkung erhält sie doch dadurch, daß sie infolge ihres unaufdringlichen Einschliffs in das Ganze der Farbe auf jede Aufdringlichkeit verzichtet, um nur mehr als mystische Schaubarkeit in Geltung zu bleiben. — Die Wiedergabe des Gefühlsinhaltes galt dem Künstler seit je als oberstes Ziel, und dieses hielt ihn jederzeit davor zurück, einer inhaltlosen Formspielerei zu huldigen, oder mit dem Glase die Wirkungen vorzutäuschen, die sich ehrlich nur durch den Schliff an edelen Steinen erzeugen lassen.

Es sind vielerlei Wirkungen, die Edgar Benna aus dem Glase herausholt; aber sie liegen alle auch als wahrhaftige Möglichkeiten im Wesen des Glases beschlossen. Fast könnte man sagen, Edgar Benna, der Sohn des berühmten Graveurs Wenzel Benna, ist zur Glasveredelung geboren wie der Zigeuner zum Geigenspiel. Nach Ausweis seiner Leistungen ist er imstande, die Absatzmöglichkeiten für veredeltes Glas ganz außerordentlich zu vermehren. Das Trinkglas, das Bierglas, der Beleuchtungskörper, die Fensterscheibe, das Kirchenfenster, dazu weitere Gebrauchsgegenstände, vom Schreibzeug bis zum Taschenschälchen, von der Fruchtschale bis zum Schmuckkästchen, das alles sind Dinge, die nach veredeltem Glase verlangen.

Ein Ansatz dazu, die schlesische Glasveredelung wieder der ehemaligen künstlerischen und wirtschaftlichen Bedeutung anzunähern, war seit 1919 mit

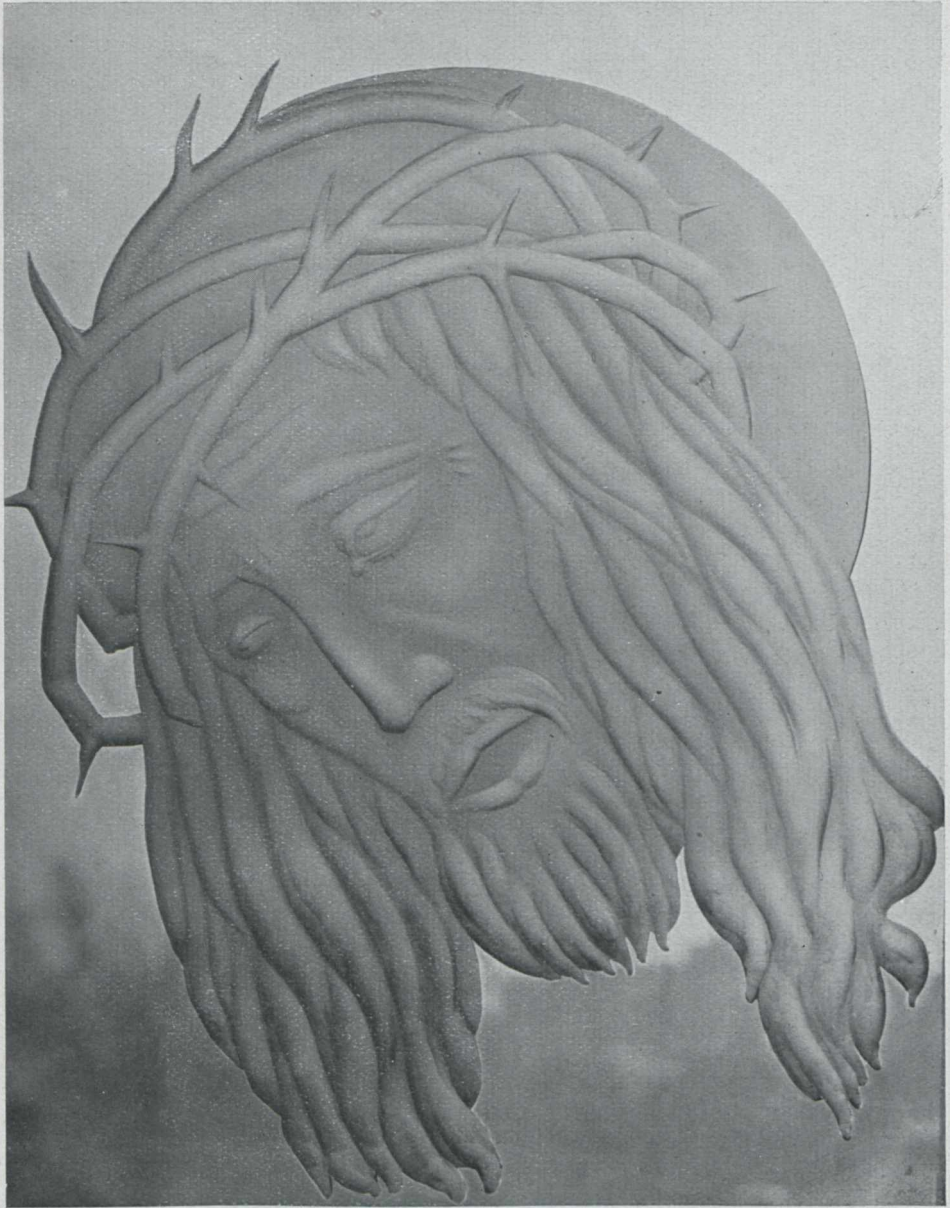




Edgar Benna: Sämann

Geschliffen in Überfangglas





Edgar Benna: Christuskopf

Geschliffen in farbiges Glas



der Einstellung Edgar Bennas als Fachlehrer für Glasveredelung an der Breslauer Kunstgewerbeschule schon genommen, bis er im Jahre 1931 mit der Schließung dieser Abteilung wieder erstarb.

Sic transit — —.

## Zwischen den Häusern der Stadt — —

Zwischen den Häusern der Stadt,  
Die eins wie das andere sind,  
Fließt ein Strom, taub und blind,  
Rastlos, Welle um Welle — — —

Die Menschen in dieser Stadt  
Haben es eilig;  
Aber an einer Stelle  
Bleiben sie stehn;  
Denn diese Stelle ist schön, —  
Nein, sie ist heilig. —

Vor einem der Häuser,  
Die eins wie das andere sind,  
Sitzt eine Frau auf einem Stein  
Und stillt ihr kleines Kind,  
Als müßte es so sein. — —

Und aus dem Gasthaus nebenan  
Tritt torkelnd ein Mann.  
Zotenlied und Schnapsgeruch  
Wehen die junge Mutter an;  
Die aber deckt ihr Tuch  
Sacht um das kleine Leben,  
Als wehre sie einem Fluch  
Und schickt sich an, zu gehen. —

Zwischen den Häusern der Stadt,  
Die eins wie das andere sind,  
Fließt ein Strom,  
Taub und blind.  
Hier aber blieb er stehen. —

Herbert Schwarz



# Rynsburg Herbst

Von Erich Hoinkis

Die Stillen im Lande, das sind die Alleingänger, die im Herbst ihr leichtes Bündel schnüren und lautlos hinaus verwehen aus der nervösen Unrast der Großstadt, hinaus in die nun wieder einsamen Bergwälder, aus denen der laute Sommer gewichen ist, und die jetzt in den merkwürdigen wenigen Übergangstagen in leise rieselnden Ahnen auf die ersten tief dröhnenden Heroldsrufe der Sturmboten des jähen Gebirgswinters harren.

Wandertage voll heimlich fließender Freude und voll seltsam rührender Bangigkeit . . . für den Alleingänger, der sehr wohl weiß, warum er allein wandert.

\*

Allein auf der Rynsburg!

Der Morgen ist schon seit ein paar Stunden angebrochen, aber der Tag ist noch nicht da.

In dem hohen hundertjährigen Bergwalde ist das Herbstlicht wundersam gedämpft zu jener herben Feierlichkeit, die Sinn und Seele so weit und hoch werden läßt.

Nähe und Tiefe der Sicht durch die stumme Versammlung der Baumrecken sind bedeutungsvoll aneinandergerückt.

Ein freundliches Staunen ruht rings umher, Staunen über den stillen Einsamen, der hier mit unbewußt verhaltenen Tritten den steinig-feuchten Pfad zur Höhe zieht.

Leise tropft unsichtbarer Nebel aus den dunkel gedrängten Hängepyramiden der alten Tannen, wie Sekudenticken der Ewigkeit.

Was ist die Zeit?

Ein winziger Tropfen Ewigkeit!

Vor einem halben Jahrtausend ritten hier wohl, auch im Morgendämmer, eisengepanzerte Trutzgesellen auf schnaubenden Hengsten durch den Urwald hinunter in das romantische Weistritztal zu Mord und Raub, unberührt vom Zauber des Herbstwaldes, Hagier und Heimtücke im Herzen!

Und bald darauf erscholl dann wohl unten auf der alten Handelsstraße im Nebel brüllendes, ächzendes Rumpfgestümmel, Wutschrei und Wehruf, die ewige Geißel des Menschengeschlechtes, auf derselben Stätte, wo heute der riesige Stausee der Weistritz-Talsperre mit regungslosem Spiegel ernst hinaufblickt zu dem kühn gebauten, verwitterten Gemäuer, den bröckelnden Überresten des trotzigen Räuberhorstes der Rynsburg.



Da bist du oben, am Burgeingang! Am wiederhergestellten roten Backsteintor, auf dessen glatten, schweren Einfahrtssteinfliesen deine leisen Schritte so sonderbar laut hallen! Die Gegenwart ruft dich wieder!

In dem leeren geräumigen Burghofe scharren ein paar Hühner in dem massenhaften braunen raschelnden Laube.

Herbstlaub ist auf allen Tischen und Bänken ausgebreitet, wie im ganzen weiten Hofe, und tiefe Stille, und Frieden.

Frieden auch auf allen dunklen Bergen in der kaum übersehbaren Runde, und in dir selbst.

Herbsteinsamkeit!

Da flattert etwas hinter dir auf dem Tische, daß das dürre Laub erschreckt auffliegt, und auf einer Stuhllehne, in vorsichtiger Entfernung, hockt eine der hier so zahmen Dohlen, die mit klugen, grauberingten Augen den Menschenbruder mustert, ob nicht vielleicht ein paar Krümchen von seinem Frühstück zu stibitzen seien.

Bald darauf streicht der muntere Bettelbursche mit einem dankbaren „Kjääk, kjääk, kjack, kjack!“ wieder in frohem Vogenflug von dannen, hinüber und hinauf nach dem hohen Burgfried, zu dem quirlenden Schwarm seiner Artgenossen, der einzigen noch lebenden Besatzung der Burg aus grauer Vorzeit. Ständige Zänkerei um Diebesbeute ist heute noch ihre alltägliche Unterhaltung vom Morgengrauen bis zur Abenddämmerung.

Seh weiter, Wandersmann! Rehre dem zänkischen Rabenvolk den Rücken. Du bist dem Zanken deiner Brüder da weit unten in der Stadt ja nicht entflohen, um dir hier durch sein Abbild den Blick und die Empfänglichkeit trüben zu lassen für all das Stille, das der milde Wandertag an abgeklärter Schönheit dir vielleicht noch schenken will.

Grüß Gott, ihr Berge und ihr Wälder weit dort drüben!

Bald bin ich euch noch näher.

\*

Und wieder im Wald!

Den „Karretenweg“ hinunter, der zur Nacht so finster sein kann wie der Schlund der Unterwelt, und der jetzt in der doch langsam aufkommenden Herbstsonne so geheimnisvoll halbdunkel glänzt wie der Abstieg aus der verwunschenen Hütte einer jagenhaften Waldfee.

Immer wieder vor dir her auf dem Wege stiebt, immer nur zehn Schritte weiter, ein winziges Vögelchen mit neckisch lockendem „Tschick — tschick!“ Eine Koblmeise mit schwarzem Samtkäppchen und blendend weißer Festsalsbindel!

Ein wohlgemäßes Führerchen aus der märchendunklen Waldeschwere hinaus und hinunter zum steilen Felsenhang, unvermittelt plötzlich an die freie, weite und ruhige Fläche des Stausees, der in tiefen Buchten, fjordartig gelappt, zwischen jäh ansteigenden Bergwäldern verschwindet.



Auch hier kein Laut, kein Ruf.

Die Badestrandplätze des Sommers sind verlassen.

Kein Ruder Kahn treibt mehr dahin.

Dunkel und Schweigend träumt die stille Tiefe von der Sonne, und von der Nacht.

Hier und da ziehen noch milchige Nebelschwaden in langsam gärender Bewegung, hauchartig aufsteigend oder gemächlich sich senkend, bis ein längerer wärmender Sonnenblick sie zusehends zerflattern läßt.

Dann öffnet der erwachende See sein großes dunkles Auge mächtig strahlend. Und wenn die Sonne bald darauf auch wieder versinkt in neuen Wolkenmeeren, so bleibt doch das Auge des Sees geöffnet, blank und schwarz, voll Wunder, Kraft und Geheimnis.

Einsamkeit ist Wucht.

\*

Herbstnebel im Hochgebirge!

Nun ist es doch über Nacht mit Hochdruck Herbst geworden.

Das Thermometer vor der „Eulenbaude“ ist noch gestern abend rasch bis dicht an den Nullpunkt gesunken.

Ein glasklarer Prunkhimmel hat sich über die finstere Erde gewölbt.

Und schier übernatürlich groß und wild haben die Sterne geflimmert und gefunkelt.

Heute Morgen, noch vor Sonnenaufgang, hat dich eine glückliche Unrast hinaufgetrieben nach der „Hohen Eule“ auf den „Bismarckturm“, wo du nach der heutigen klaren Nacht aus einsamer Höhe dir eine besonders weite Rundschau versprichst.

Wichtig dröhnt dein leises Steigen in dem hohlen Treppengewölbe des Turmes, bis zuletzt, im obersten engen Wendelgang auf den schmalen eisernen Stufen jeder Schritt wie ein Revolverbeschuß im Turmrohre donnert.

Nun bist du oben und trittst auf die freie Turmplatte heraus.

Erschrocken bist du und bis ins Innerste ergriffen und erregt vor so viel überwältigender Schönheit, die deine Augen schauen dürfen.

Das ganze weite Gebirge ist versunken in einem unübersehbaren, regungslosen Nebelozean, aus dessen tief blauer Ruhe nur hier und da einige besonders hohe Bergkuppen wie schwimmende Inseln herausragen.

Kein Laut, nicht die leiseste Bewegung ist ringsum, so weit die Sinne reichen. Heller und heller färbt sich leise im Osten das bläuliche Licht der Nebelwüste. Die Sonne kommt!



Immer rascher und stürmischer wechseln die Farben.

Lichtgrün flammt auf und schießt über die Fläche.

Dunkelrot wogt empor wie Riesenbrand.

Der weite Himmel brennt in wilder Farbenflut.

Hellrot fliegt hoch!

Lichtsprühend wie weißglühendes Eisen bäumt es sich auf im Osten!

Und mit einer ungeheuren Wildheit schleudert im nächsten Augenblick ein blendender Lichtorkan sich über dich hinweg, daß du zitternd erschauerst und die geblendeten Augen schließen mußt.

Das tägliche Westenwunder des Sonnenaufgangs ist zu gewaltig, als daß du Menschenkind ihm fest ins Angesicht schauen dürftest.

In wenigen Minuten hat sich das Tagesgestirn ganz heraufgeschwungen. Wie eine Schneelandschaft im Sonnenglanz funkelt nun und blitzt und gleißt die Nebeldecke, die sich leise im Westen zu heben und zu senken beginnt.

Immer lebhafter wird die Wellenbewegung.

Höher und schwerer wogen die Nebelberge wie Meeresbrandung bei Sturmbeginn.

Der Wind kommt!

Hochgetürmte Nebelgebirge wälzen sich heran von Westen und überfluten die wenigen nebelfreien Bergkuppen.

Bald steht auch, als letzter, der höchstgelegene Bismarckturm mit seinem Fuße schon in eilig ziehenden Nebelfetzen.

Der Wind frischet auf. Mehr und mehr!

Nach einer Stunde ist die Sonne ganz verschwunden.

Und am Abend stürmt zum ersten Male in diesem Jahre der „Wilde Jäger“ mit seinem johlenden Gefolge durch den sturmdurchwühlten, wassertriefenden Bergwald.

Gibt es irgendeinen Gedanken, der heute einen rechten Deutschen lauter noch als das Gebot der allgemein-menschlichen Pflicht zu sittlichem Mute mahnen kann, so ist es dieser Gedanke: was du auch tun magst, um reiner, reifer, freier zu werden, du tust es für dein Volk.

(Heinrich von Treitschke, „Die Freiheit“, 1861.)



# Sippenforschung und Volksgeschichte

Von Dr. Ernst Boehlich

Geschichte wird nicht gefälscht, wenn neue Zeiten einen neuen Standpunkt einnehmen und die unerschöpfliche Überlieferung mit neuen Mitteln zu deuten versuchen. Natürlich wäre es unsinnig, die Dinge zu pressen und mit Gewalt an vorgefaßte Meinung anpassen zu wollen. Versuche solcher Art sind entweder ein Ausfluß der Torheit oder Zeichen ebenso großer Schwäche wie Unredlichkeit. Um neue Deutungen muß ehrlich wie um alle Sinnggebung gerungen werden. Dann aber zeigt sich selten, daß die Vergangenheit Wichtiges übersehen, daß der neu eingestellte Blick Zusammenhänge aufspürt, die noch im Dunkel lagen, deren Erhellung aber zugleich ein fruchtbares Licht auf Gegenstände wirft, die bislang mißverstanden oder rätselhaft geblieben. Wenn man ein Beispiel will, so mag man an die Frage denken, worin der Untergang großer Reiche und Völker begründet sei. Woher das oft erschreckend schnelle Versagen, woher die Unfähigkeit zu kultureller Leistung? Weder der religiöse Pragmatismus des Alten Testaments noch die bunt schillernden Theorien chiliastischer Prägung vermochten eine Antwort zu geben. Sie war aber, wenn auch umstritten, gefunden, als man Kulturtod mit dem Aussterben der führenden Rassen begründete, eine klarere Antwort jedenfalls, als sie Spengler'sche Kulturmorphologie erteilen kann.

Wenn die Möglichkeit erwogen wird, daß auch die Familienforschung ähnlich bedeutend wie die Rassenkunde für die Geschichte sei, so wird von vornherein deutlich, daß es sich um verwandte Bewegungen handelt. Familienforschung schließt den Rassengedanken ein, und was sich innerhalb einer einzigen Familie vollzieht, ist das Abbild im Kleinen dessen, was im Großen in einem Volke, Stamme, Staate, Gemeinwesen vor sich geht. Wer die Summe aller Familiengeschichten überblickte, der sähe deutlich in die geheimste Geschichte des Werdens der Gesellschaft hinein, soweit ihn nur immer die einzelnen Daten rückwärts leiteten. Natürlich müßte man dann weiter in die Vergangenheit dringen, als es gewöhnlich geschieht. Das 18. Jahrhundert, so oft die obere Grenze der Forschung, darf unter gar keinen Umständen einen Halt bezeichnen; um Jahrhunderte weiter müßte vorgestoßen werden, wenn man wenigstens eine gewisse Sicherheit des Urteils finden will.

Aber wie sollte je solches Ziel zu erreichen sein? Auf so unermesslichem Gebiete, wo wäre der Hebel anzusetzen, welche Kräfte wären zu bewegen, welche Methoden einzuschlagen, und was für ein Ziel kann gesteckt, welches Ergebnis erreicht werden? Will man warten, bis die Geschichte aller deutschen Sippen durchgearbeitet ist? Unmöglich! Könnte es je dahin kommen, daß alle familiengeschichtliche Forschung ihr faßliches Ziel erreichte, so würde der, der die Ergebnisse auszuwerten sich anschickte, in einem unergründlichen Meere versinken.



. 67 .

Incipit secundus liber in quo notantur cives . Anno dñi .  
millefimo . trecentesimo . sexagesimo primo .  
fidem post epiphaniam . dñi dydo y locutor fuit  
est dñis

Anno de Anshy delectare - code die . Meot breu  
ber . fuit .

Meot • myssner  
pctur formulice text

Nicht Hayner genuer gretas d Hayn

Nicht Episc text postnov . fide .

Fraga • völig • ymstio . y . Meot pctur onclano .

Ernote . Hans dñar fuit . sabbe . po oct . Episc .

Notus verban : 2 paulus . paurij . fuit tba zu agneat .  
Kontio clade . 2 dange bano . fuit .

Andreas de rossin . fuit opich brigd

Mago fribenstein fuit . Conady de fite god cury <sup>fidem</sup> <sub>1361</sub>

Maqas filius Weyendy . fuit opich Wymdy

Meot Wacowiz . fuit opich Wolgawiz

Die erste Seite des ältesten erhaltenen Bürgerbuches Breslaus.

Das vor ihm schon ein anderes angelegt war, geht aus der Seitenüberschrift hervor:  
Incipit secundus liber, in quo notantur cives. Es beginnt das zweite Buch,  
in dem die Bürger vermerkt werden. Es ist 1361 angelegt. Außer den Bürgerrechts-  
erwerbungen werden auch Verzichte auf das Bürgerrecht und Entlassungen eingetragen



# Sellatores

~~Christoph Scholz~~  
~~Andas Brane~~  
~~Hanns Scholz~~  
~~Jorge Schindler~~  
~~Frangh Laurence~~  
~~Andas Palauer als Brunnquell~~  
 Lorenz Hertel  
 Martin Wolff  
 Ambrosius Lebe  
~~Andas Scholz~~  
 Hanns Cristan  
 Albrecht Scholz  
 Hanns Wimmer  
 Clement Slope

Eine Seite des ältesten erhaltenen Catalogus  
 Civinus, gewöhnlich Handwerkerverzeichnis ge-  
 nannt. Hier wurden diejenigen Gewerbetreibenden  
 eingetragen, die Innungsrecht gewannen. Falls ein  
 Mitglied während der Zeit, in der das Buch geführt  
 wurde, starb oder auschied, wurde es gestrichen.  
 Die hier abgebildete Seite verzeichnet die Sattler,  
 die zwischen 1470 und 1488  
 der Breslauer Zunft angehörten

Die erste Seite des ältesten Kirchenbuches Breslaus,  
 des Traubuches von St. Elisabeth,  
 das 1542 angelegt wurde

Anno 1542

- 1 Martin Junger von oppeln ein oppelner  
 pfaffe,  
 No ena peter Junger des oppelners  
 am Junger nachster
- 2 Martin Junger  
 Gedwrigis Franz drobnitzsch wihota
- 3 Peter radogter ein rauffschloer an dem obigen  
 No margaretha des rauffschloers huff  
 dem obigen Junger
- 4 Hans pfortner von der pforsindring  
 No Juliana f. Nicol. Junger nachster
- 5 Jacob Adamian ein ferman  
 No Justina Hans Junger Junger



Es ist nicht denkbar, daß auf diesem Wege jemals ein namhafter Fortschritt erzielt würde. Von allem anderen abgesehen würden vielfach die Sippen am anziehendsten erscheinen, die ausgestorben sind, und gerade die wären auch bei sorgsamster Ahnenforschung nur zum kleinsten Teile zu erreichen. Überhaupt würde für die soziologische Auswertung weniger das Schema der Ahnentafel als das des Stammbaumes von Wichtigkeit sein. Wie also kann das Material gemeistert werden? Wenn es weder rätlich noch möglich ist, es insgesamt zu erstellen und zu verarbeiten, so bleibt nur die eine praktische Lösung, sich auf einen engeren Kreis zu beschränken, räumlich und zeitlich Grenzen zu suchen, die ein annähernd Ganzes umschließen, Grenzen, die sich mit den bereiten Mitteln wohl durchmessen lassen.

Solch ein Ganzes stellt die mittelalterliche deutsche Stadt dar und namentlich die auf Kolonialgebiet entstandene. Hier sind seit der Gründung im allgemeinen sieben bis acht Jahrhunderte, oft weniger vergangen, und wo die Anfänge noch darüber hinausragen, sinken sie doch nicht allzu tief in die Zeit zurück. Hier ist die Bewegung am Anfange der geschichtlichen Periode so groß gewesen, daß der Bodensatz des Uräumlichen oft nur eine ganz geringfügige Rolle gespielt hat, hier setzen die Quellen gelegentlich so früh ein, daß es möglich ist, relativ nahe an die Anfänge heranzukommen. Es verlieren sich die Fragen, die auf solchem Wege zu lösen wünschbar wäre, nicht im ungewissen Dämmer der Vergangenheit. Der Kreis der Familien, deren Leben und Geschlechterfolge zu durchmustern wäre, ist nicht unangemessen groß, und so bietet sich ein Weg zum Ziele, der nicht auf die Bahnung Zehntausender von Einzelpfaden zu warten braucht, der umgekehrt der Einzelsuche des Familienforschers die Bahn ebnet.

Menschen sind es gewesen, die den Grund zur Stadt gelegt haben, Menschen, die von irgendwoher kamen, die Kinder hinterließen, in deren Händen die Zukunft lag. Woher kamen diese Menschen? Ist es möglich, diese Schicht der Gründer noch zu fassen, läßt sich der Anteil abwägen, den das Land, in dem die Stadt erstand, an ihrer Entwicklung hatte? Zu Unbeginn und späterhin? Und was ist aus denen geworden, die im Anfange standen, oder vielmehr ihren Sippen? Welcher Art waren sie, welches war ihr Leben, ihre Wirksamkeit und Wirkung in dem Gemeinwesen? Die Stadt wuchs. Wuchs sie von innen heraus, aus eigenem Blute oder durch Zuzug, und wenn dies, woher kamen die neuen Siedler? Wie gliederten sie sich in den Organismus ein, wo standen sie auf der sozialen Stufenleiter? Wie überhaupt änderten sich die sozialen Verhältnisse im Laufe der Zeit? Welche Gruppen stiegen auf und unter welchen Bedingungen, welche sanken ab, welche vergingen?

Die Vielheit dieser Fragen läßt sich als kurzer Inbegriff einer Bevölkerungs- und Sozialgeschichte der mittelalterlichen Stadt verstehen. Selbstverständlich ist eine solche schon von mehreren Seiten und unter verschiedenen Gesichtspunkten ange schnitten worden; aber die Mittel, mit denen das geschah, sind vielfach unzulänglich gewesen. Wenn man eine Bevölkerungsgeschichte



Schreiben will, so ist es doch klar, daß man zunächst die Bevölkerung so genau wie möglich kennen und als einen lebenden Organismus erfassen muß. Man muß die ganze Masse der Familien und Familienträger, ihren Zusammenhang und ihr Schicksal kennen, man muß annähernd die Gesamtheit der Vorgänge überblicken, ehe man Gesetze ableitet oder Prozesse konstatiert. Anderenfalls wird man sich leicht in die Gefahr des Irrtums begeben, die Wichtigkeit einer Ereignisreihe überschätzen oder diese falsch beurteilen. Es kommt also darauf an, ein möglichst vollständiges Verzeichnis der Bewohner einer Stadt, oder was immer man zum Gegenstande der Untersuchung machen will, zu besitzen, ein Verzeichnis, das mit den frühesten Zeiten beginnt und möglichst dicht an die Gegenwart herangeführt ist, also, wenn man will, ein permanentes Adreßbuch, mindestens alle diejenigen Generationen umfassend, die noch nicht in den Adreßbüchern verzeichnet stehen. Etwas dergartiges besitzen wir noch nirgends; aber es ist klar, daß es, mit den nötigen zeitlichen Angaben natürlich, die Grundlage jeder Art von Bevölkerungsstatistik sein müßte.

Wie hätte es auszusehen? Es müßte alle Familien umfassen. Auf die einzelnen Personen kommt es unter dem Zwecke einer Sippengeschichte weniger an, als auf diejenigen, die Familien gegründet, eine neue Generation erzeugt haben, also, da das deutsche Volk vaterrechtlich aufgebaut ist, auf die Familienväter, auf die Hausstände. Unter den Geborenen sind diejenigen gleichgültig, die keine Ehe begründet haben; die übrigen aber treten im Augenblick des Eheschlusses in Erscheinung, und eben dieser ist es, der vornehmlich wichtig ist, der festgehalten werden muß. Zum anderen kommen natürlich Stand und Beruf und endlich die Stellung im Gemeinwesen in Betracht. Hat man diese Angaben zur Verfügung, so besitzt man ein fast unerschöpfliches Material, das sich in seiner Fülle den verschiedensten Zwecken bietet, auf dem sich mit statistischer Sicherheit die Darstellung der mannigfachen Beziehungen aufbauen läßt. Hier tritt Familiengeschichte als allgemeine Geschichte in Erscheinung, hier empfängt diese von jener hundertfachen Antrieb; denn noch ist es den allerwenigsten gelungen, auch nur annähernd so weit zurückzugreifen, wie es auf Grund so zusammengestellter Daten möglich wäre. So einleuchtend die Wichtigkeit solcher Sammlung gerade für den Augenblick ist, in dem das Volk zur Ahnenforschung erzogen werden soll, mag hier doch die Andeutung genügen. Unendlich bedeutender scheint mir der Gewinn in anderer Richtung zu sein. Ich habe vor Jahren bereits auf diese Seite der Sache, auf den Wert der familiengeschichtlich orientierten Forschung für die Sozialgeschichte der mittelalterlichen Stadt hingewiesen und habe seitdem, da ich neue Zehntausende von Daten der bezeichneten Art zusammengebracht habe, stets dringlichere Bestätigung gefunden.

Unter den mittelalterlichen Städten darf Breslau in erster Linie genannt werden. Es ist lange die größte Stadt des deutschen Ostens, seine Geschichte beginnt früher als die der meisten anderen, seine Beziehungen sind so vielseitig wie die kaum einer anderen ostdeutschen Stadt, und die Quellen fließen verhältnismäßig reichlich. 1242 ist die Ansetzung zu deutschem Rechte erfolgt,



1345 hebt die erste jener großen Reihen von Stadtbüchern an, in denen die Bevölkerung ihre Geschäfte aller Art verzeichnen läßt und sich damit selbst dokumentiert. Nur drei Generationen liegen zwischen diesem Zeitpunkte und den Anfängen, und auch dieser Zeitraum läßt sich wenigstens teilweise überbrücken. Hier läßt sich an einem Beispiele anschaulich zeigen, welche Ziele sich an der Hand eines vollständigen Materials verfolgen lassen.

Aber vielleicht ist es gut, zunächst einen Begriff davon zu geben, wie es zustande kommt. — Jene Bücherreihe, deren Beginn im Jahre 1345 oben erwähnt wurde, bringt kein Einwohnerverzeichnis. Sie enthält — es sind die sogenannten Schöffebücher — Vermerke über Käufe, Verkäufe, Darlehen, Zahlungen, Testamente, Bürgschaften und dergleichen Rechtsgeschäfte. Und da solche jeder Bürger, der über einiges Vermögen verfügte, gemacht hat, so kann man mit Sicherheit den größten Teil der Einwohnerschaft erfassen. Aber wenig später setzt eine bei weitem bessere Quelle ein; 1361 beginnen die Bürgerbücher, in denen jeder verzeichnet wurde, der hier sein Bürgerrecht gewann. Rund 100 Jahre darnach, 1470, ist der erste erhaltene Handwerkerkatalog eingerichtet. In ihm wie in den späteren Bänden sind alle diejenigen eingetragen, die in einer Innung Meister wurden. Damit haben wir zwei Reihen von Stadtbüchern von größter Bedeutung; sie gehen teils nebeneinander her, teils ergänzen sie sich, denn keine der beiden Gruppen ist vollständig erhalten. Aber nicht deshalb allein ist es von so großer Wichtigkeit, daß wir zwei verschiedene Quellen haben. Nicht allein, daß wir ergänzen, sondern fast mehr noch, daß wir vergleichen können, ist lehrreich. Die Eintragungen stimmen nämlich keineswegs genau miteinander überein, auch in den Zeiten nicht, in denen beide Bücher gleichmäßig geführt worden sind und hinsichtlich gewisser Personengruppen, beispielsweise der Zünftler, übereinstimmen müßten. Das ist auffallend. Und die Abweichungen müssen einen Grund haben. Es zeigt sich, daß zunächst eine überraschende Unfestigkeit der Namen selbst noch am Ende des 15. Jahrhunderts statthat. Dieselben Personen sind hier und da ganz verschieden benannt. Dieser Umstand, der sich aus dem Vergleiche unwiderleglich ergibt, erschwert es natürlich ungeheuer, die einzelnen Personen festzulegen. Aber diese Schwierigkeit muß gelöst werden, bevor irgendwelche andere Frage angeschnitten werden darf. Blicke die Vielnamigkeit unerkannt, so würde man folgerichtig mehrere Personen und damit auch Familien annehmen, wo es sich nur um eine handelt, und zu ganz falschen Ergebnissen kommen müssen. Es handelt sich um viele hundert Fälle dieser Art, und das erste, wozu also diese Quellen auffordern, ist eine Geschichte der Entwicklung der Namen; sie läßt sehr andere Ergebnisse hervortreten, als man bisher stillschweigend vorausgesetzt hat, und wird unter anderem auch für den Familienforscher, der weit genug zurückgeht, manche Überraschung bringen.

Nur wenn hier Klarheit geschaffen ist, darf die Aufmerksamkeit zu andern Gegenständen vorschreiten. Die Frage nach der jeweiligen Zusammensetzung und Herkunft der Bevölkerung, nach Zuwanderung und Abwanderung wird erst dann beurteilt werden können, und namentlich wird es nicht früher



geraten sein, Schlüsse auf die Lebensdauer der verschiedenen Familien und Familiengruppen zu ziehen. Eine andere auffallende Bemerkung ist die, daß die soziale Schichtung sich anders darstellt, als man bisher angenommen. Das erweist sich an der wichtigen Frage des Bürgerrechts. Es gibt Gruppen, die es niemals zu erwerben brauchten und dennoch alle seine Vorteile genossen, andere, denen es im allgemeinen nicht gegönnt wurde. Endlich hatte dieses Bürgerrecht verschiedene Stufen und wechselnde Geltung. Alle diese bisher noch nicht deutlich erfaßten Umstände können nur auf Grund eines möglichst vollständigen Materials geklärt werden. Mit diesen Dingen nahe verwandt sind andere Fragen soziologischer Färbung. Wie stand es um Berufstreue und Berufswechsel der einzelnen Personen und Familien, wie mit dem Absinken gehobener, mit dem Aufsteigen anderer Schichten?

Endlich werden die Fragen nach der berufsständischen Gliederung, nach dem Anteil der einzelnen Gruppen an der Bevölkerung, ja nach der Stärke der Einwohnerschaft der Stadt im Mittelalter zuverlässig auch nur dann beantwortet werden können, wenn die hier angedeuteten Vorarbeiten geleistet sind. Und das ist immer nur ein Ausschnitt aus der Fülle von Problemen, die für Breslau und die Stadtgeschichte überhaupt mit Nutzen in Angriff genommen werden könnten.

Aber was zuvor über die Quellen solcher Vorarbeit gesagt wurde, muß noch ergänzt werden. Es genügt nämlich keineswegs, nur die wenigen Reihen auszuschöpfen, die bisher erwähnt wurden. Gerade die Bevölkerung, die kein Bürgerrecht erworben hat, die auch nicht handwerklich tätig gewesen ist, läßt sich aus ihnen allein überhaupt nicht ermitteln. Und dennoch war sie vorhanden und zeigt sich auch bei oberflächlicher Betrachtung allenthalben an. Wie stark sie gewesen, aus welchen Kreisen sie stammte, das ist eine Frage von mehr als lokalem Gewicht. Hier unterbreiten sich bei der besonderen Lage Schlesiens und der Bedeutung, die seiner Hauptstadt innewohnt, Zusammenhänge von höchster nationaler Wichtigkeit dem Urteil. Wie steht es mit der so oft behaupteten slawischen Unterschicht? Läßt sie sich hier oder sonst irgendwie in der Geschichte der Stadt greifen?

Die Bevölkerung, die nicht Bürgerrecht erwarb, ist natürlich von dem Augenblicke an verhältnismäßig leicht zu fassen, wo die Kirchenbücher einsetzen. Das geschieht in Breslau 1542, also erst spät und dann noch nicht einmal so, daß damit auch wirklich die ganze Einwohnerschaft umschrieben wäre. Für die frühere Zeit muß man sich ganz und gar auf anderes Material stützen, das oft schwer zu erarbeiten und nicht immer leicht zu deuten ist. Aber es hieße die Dinge verfälschen, wollte man um solcher Schwierigkeiten willen gerade diese Schicht übergehen und die Fragen abschalten, die doch nur von da her anzupacken sind.

Der ganze Kreis von Problemen drängt nach Bearbeitung. Man mag die Zusammenhänge vom Standpunkte einer Stadtgeschichte aus ansehen, die doch immer zugleich beispielhaft und bedeutend für eine Landesgeschichte wäre, man mag sie vom Blickpunkte der Sippenforschung her betrachten, sie können nicht länger unterschätzt und vernachlässigt werden.



Der Mensch als solcher erscheint wieder wichtiger als zuvor, da er vielfach hinter „Milieu“ und abstrakten Gesetzmäßigkeiten zurückgestellt wurde. In seltsamer Schwäche wollte die Vergangenheit die großen außermenschlichen Gegebenheiten nie anerkennen, wo sie wirklich vorlagen, und baute sich Götzen auf, wo sie keinen Mut hatte, eigene Verantwortung zu tragen. So kam es beispielsweise auf dem Gebiete der theoretischen Politik dahin, daß geopolitische Zusammenhänge lange ganz vernachlässigt, aber die Lehre von der Eigengesetzlichkeit der Wirtschaft so übertrieben wurde, daß diese wie das Schicksal selbst über allem Staatsleben zu lasten schien. Nun hat sich der Schwerpunkt verschoben. Nicht darum handelt es sich, jetzt den Menschen mit Willkür auszustatten, ihm das Maß der Dinge allzu sorglos in die Hand zu geben, ihn von allen Bindungen freizusprechen; es sind nur andere Bindungen, denen Gewicht beizulegen ist, solche vornehmlich, wie sie von Mensch zu Mensch gehen, wie sie einst das Leben der Vorzeit aus der Tiefe heraus gestalteten. Sie sind nie voll erloschen. Das Bewußtsein davon mag lange gesunken sein, doch haben die natürlichen Grundlagen, auf denen sich menschliche Sitte aufbaute, nie aufgehört, ihre Gesetzmäßigkeit zu offenbaren. Wenn man sich diesen Dingen, die bisher kaum gefaßt worden sind, nun entschiedener zuwenden dürfte, so soll es nicht genügen, mit großen Worten dreinzufahren. In der Wissenschaft wenigstens ist vor die Geltung der Beweis gesetzt. Beweisen aber heißt, das einschlägige Material sammeln und ordnen, und diese Aufgabe ist es, die — zunächst — vor uns steht.

## Ein Stammbuch im Dienst der Familienforschung

Sicherlich wird mancher unter den verehrten Lesern diesem Vortragsstoff mit einem leise zweifelnden Kopfschütteln gegenüberstehen. Denn gar zu eng im Raume unserer Gedanken stoßen sich nun mal beim Worte „Stammbuch“ die Begriffe von rotem Plüsch und Backfischen mit Rosen-Tulpen-Nelken und ähnlichen gefühlvollen Jugendergüssen. Familienforschung aber ist heutzutage eine wichtige Sache geworden für weite Kreise. Wie sollte man da wohl geneigt sein, dies beides miteinander in Verbindung zu bringen?

Nun, man darf eben das eine nicht übersehen, daß es sich bei der schaudervoll plüschernen Pracht nur noch um die degenerierten Nachkommen der Familie Stammbuch handelte, die Jahrhunderte hindurch in Ruhm und Ansehen gestanden hat. Ja, es hat Zeiten gegeben, wo das Stammbuch eine durchaus ernst zu nehmende Angelegenheit — selbst zwischen gelehrten Männern — gewesen ist.

Wir brauchen uns ja nur an die Szene im *Faust* zu erinnern, wo der Schüler dem berühmten Professor seine Antrittsvisite macht und ihn zum Schluß bittet: „Ich kann unmöglich wieder gehen; ich muß Euch noch mein *S t a m m b u c h* überreichen. Gönnt' Eure Gunst mir dieses Zeichen!“

Sicher ist es dem Dr. Faustus (an dessen Stelle sich hier allerdings Mephistopheles geschoben hat) eine Selbstverständlichkeit gewesen, dem Wunsche des zaghaften Jünglings zu willfahren. Ebenso wird es den Herren



Professores anderer Universitäten selbstverständlich gewesen sein, ihren Schülern „die Gunst solcher Zeichen zu gönnen“.

Ein solches Studenten-Stammbuch nun ist es, das Grundlage und Ursache unserer heutigen Plauderei bildet, und sein Besitzer war Mathäus Hallmann aus Friedland i. Schl., der sich während der Jahre von 1626 bis 1629 an den Hochschulen von Wittenberg, Altdorf und Tübingen des Rechtes und der Sprachen besleißigte.

Man darf also diesem Büchlein wohl mit Recht den Rang eines Stammbuch-Ahnherren aus der Blütezeit seines Geschlechtes zuerkennen. Und darum, mein' ich, sollte man ihm die Gelegenheit geben, auch ein Wörtchen mitzureden, wenn es sich um die Erforschung der Geschichte unserer Geschlechter handelt.

Wenn wir dann recht achtsam seiner Stimme lauschen, so werden wir überrascht sein, wie lebenswarm und gegenwartsnahe fast alles klingt, was das alte Buch zu berichten weiß. Selbst dann, wenn die Form uns daran gemahnt, daß über 300 Jahre vergangen sind, seit Jugendblut und Manneskraft jene Hände durchpulsten, die ihrer Zeit Gedanken und Lebensauffassung in diesen Blättern festgehalten haben.

„Memineritis uxoris Lot“ (Sedenke an Lot's Weib!). Gleich auf der ersten Seite des alten Buches sind diese Worte zu lesen. Cornelius Marius, Professor an der Universität Altdorf, schrieb sie im Jahre des Heils 1627! Aber mit erschütternder Wahrheit klingt diese Mahnung grad heute wieder an unser Ohr: „Sedenke an Lot's Weib!“ Schau nicht zurück nach dem, was einstmal war.

Auch das Deutschland von 1627 stand ja in einer Zeitenwende, in einer Weltenwende. Fast zehn Jahre schon hatte der graue Krieg, der dreißig schreckensvolle Jahre dauern sollte, seine Fackel über unserem unseligen Vaterlande geschwungen. Ein Deutschland der Kraft und des Wohlstandes war unwiederbringlich zu Grabe getragen. Und manches Menschenkind, „das bessere Zeiten gekannt hatte“, mag sich nur schwer haben losringen können von fruchtlosem Rückwärtsseufzen!

Gerade das Gegenteil aber tat not: „Wer der neuen Zeit zu dienen begehrt, muß vieles geben, weniges suchen, nichts für sich begehren!“ So fordert es auch unser Stammbuch. Diesmal durch den Mund eines Wittenberger Professors, dessen Name leider unleserlich geworden ist. Allein, was tut's: Sein Geist ist Geist, der unsere Tage durchweht. Und seine Worte müssen als Leitstern dienen so damals wie heute!

Es ist ein eigen Ding um solch ein altes Stammbuch. Jahrhunderte lang hat es in irgendeinem Winkel ein unbeachtetes Dasein geführt. Der und jener vergangener Geschlechter mag in das unscheinbare Büchlein auch mal hineingeschaut und sich der zierlich gemalten Wappen gestreut haben, die es an vielen Stellen schmücken. Hat es dann doch wieder achtlos beiseitegelegt, weil er wenig oder nichts verstanden hat von den wunderlich verschmörkelten, meist lateinischen, oft auch griechischen — immer aber verblaßten — Schriftzügen, die seinen Inhalt ausmachen.



Bis endlich doch einmal einer kommt, der mit kundiger Hand und wissenden Augen die vergilbten Seiten durchblättert. Dann ist mit einem Male das graue, zerschlederte Stücklein Vergangenheit wieder zu blutwarmer, lebendiger Gegenwart geworden: Gelehrte Herren wandeln würdigen Schrittes an unsern geistigen Augen vorüber. Jungadel tollt, fröhlichen Übermutes voll, durch alle Rechte akademischer Freiheit. Zielstrebige Jugend blickt ernstes Auges in eine sorgenumschattete Zukunft. Inmitten alles bunten Treibens immer er, der Besitzer des Stammbuches: Mathäus Hallmann aus Friedland in Schlesien, der fleißige Student, der muntere Gesellschafter, der treue Freund!

Schwer nur können wir uns vorstellen, daß dieses sorglose Studentenleben sich vor einem geschichtlichen Hintergrunde abrollte, den wir uns ohne brennende Städte, geplünderte Dörfer, entrechtete Menschen kaum zu denken vermögen. Dennoch kann die studierende Jugend jener Tage nicht allzu viel von solchem Jammer verspürt haben. Denn nirgends finden wir in diesem Stammbuch auch nur eine Andeutung davon. Gewiß, die meisten Eintragungen sind ernster, einige sogar ausgesprochen frommer Natur. So, wenn der Caspar-Moritz v. Sellhorn schreibt: „Welt, wie Du wilt! Gott ist mein Hilf, auf den ich mich verlasse.“ Zur gleichen Zeit aber rät ein anderer Student von Adel: „Seid lustig, ihr lieben Brüder! Ein reiches Weib bringt alles wieder. Und bringt es ein reich Frauen nicht wieder, so seid doch lustig, ihr lieben Brüder!“ Das klingt ja nun eigentlich nicht nach Rriegsnöten!

Aber wir wollen unsern Freund Mathäus Hallmann lieber hübsch der Reihe nach begleiten auf seinem Studiengange durch deutsche Universitäten, die er, wie es scheint, mit gutem Erfolge besucht hat. Einmal wird er in dem Stammbuch sogar ausdrücklich als „der Sprachenreiche“ angedeutet.

Zunächst allerdings, als unser Landsmann im Wonnemond des Jahres 1626 die Universität Wittenberg bezogen hatte, mag er sich dem Wissensquell noch ziemlich schüchtern und vorsichtig tastend genahet haben. Sicher ist es kein Zufall, wenn der Prof. Martin Reinhold, der damals in Wittenberg Geschichte lehret, dem jungen Studenten die hoffnungsvoll tröstenden Worte ins Stammbuch schrieb: „Auf Regen Sonnenschein!“ Eine ganze Anzahl Lehrer dieser weitberühmten Universität haben dem Scholaren Hallmann die Gunst gegönnt, sich in sein Büchlein einzuzichnen. So der Prof. Logicae et Methaphysicae Abraham Heineccius, und des weiteren die Professoren Christoph Rrummbiegel, Georg Schultze, August Büdner und Reinhold Frankenberg.

Seinen Umgang aber scheint sich unser Freund, vermutlich weil er ein bißchen unter Heimweh zu leiden hatte, hauptsächlich unter seinen Landsleuten gesucht zu haben. Da finden wir einen Friedrich Hornemann und Daniel Fürst, die beide aus Breslau stammen. Matthias Winderk kommt aus Freystadt i. Schl., Adam Mahner aus Uhist i. Schl., während David Sartorius Wolkenhain als seine Vaterstadt angibt.



In Wolfgang und Leonhard v. Löhser kommt Hallmann in Wittenberg auch mit schlesischem Adel in Berührung.

Namen wie Christoph Kraker und Jakob Bauermeister klingen zwar vertraut in schlesischen Ohren, da aber ihre Besitzer keinerlei Angaben über das Woher gemacht haben, können wir sie nicht mit Sicherheit unter unsere Landsleute rechnen. Ebenjowenig den Paul Sperling aus der Lausitz, sintemalen diese schöne Gegend sich in der damaligen Zeit noch nicht rühmen konnte, ein Teil unseres lieben Schlesiens zu sein. In Wittenberg indessen scheint Freund Hallmann doch nicht das gefundene zu haben, was er erwartet hatte. Schon im Oktober des Jahres 1626 bezieht er die Universität Altdorf in Bayern. Der erste, dem er dort sein Stammbuch überreicht, ist der Pastor D. Georg König, Professor der Theologie. „Candide et constanter“ (lauter und beständig), so lautet der Wahlspruch, den ihm dieser in zierlichster Schönschrift mit auf den Lebensweg gibt.

Altdorf, in der Nähe von Nürnberg gelegen, erst Anfang des 17. Jahrhunderts als Universität gegründet, scheint sich trotz seiner kurzen Lebensdauer als Hochschule in den Tagen des Mathäus Hallmann bereits eines regen Zuspruches aus aller Herren Länder erfreut zu haben. Ihr berühmtester Student dürfte Albrecht v. Wallenstein gewesen sein, der Kaiserliche Generalissimus, dessen Ruhm in jenen Tagen die Welt erfüllte.

Selbstverständlich war auch Schlesien in Altdorf vertreten. Das kleine Briege schickte gleich zwei seiner Söhne: den Friedrich Schumann und den Valentin Gerhard. Aus Breslau kommen Johannes Freudenberg und Friedr. Ebnen, während Caspar Henrici Seidn i. Schl. als Geburtsort nennt. Nichtschlesier in Hallmanns Altdorfer Kreis ist Wilhelm Ludwell aus Elbing in Preußen.

Schlesischer Adel ist reichlich dort zu finden. Er tritt nicht nur mit klangvollen Namen, sondern meist auch mit kunstvoll gemalten Wappen im Stammbuch Hallmanns auf: Adam v. Sglinicki, Johannes v. Schweinichen, Joh. - Georg v. Schweinitz, Joh. Sergius v. Jedlitz, Hans v. Friedeberg, Adam v. Schlickmann und Hans-Abraham v. Sebottendorf. Sie alle machen keine näheren Angaben über ihren Heimatsort, sondern begnügen sich damit, die Bezeichnung „Nobilis Silesius“ (aus schlesischem Adel) ihrem Namen hinzuzufügen. Von unserem heutigen Standpunkt aus gesehen aber wird all ihr Klang und Glanz überstrahlt vom Ruhme des einen Namens: Friedrich v. Logau. Denn kein Geringerer als dieser bekannte schlesische Dichter und Epigrammatiker hat hier in Altdorf, am Tage vor Ostern 1627 seinem vorzüglichen und liebenswerten Landsmann Mathäus Hallmann in freundschaftlicher Verbundenheit den folgenden Sinnspruch handschriftlich gewidmet: „Ein ehrlich Gemüt von hoher Tat und Sinnen, läßt Ihm das Gut und Geld niemals Lieb abgewinnen.“ Dazu sein eigenhändig gemaltes Wappen.









Prof. E. Kaempffer: Kopf einer alten Frau

Zeichnung



Aus all diesen Freundschaftsbezeugungen dürfen wir wohl den Schluß ziehen, daß der junge Schlesier sich im Bayernlande durchaus wohl und heimisch gefühlt hat. Trotzdem, so recht mit vollen Zügen scheint das einst so schüchterne Studentlein akademische Freiheit erst dann gekostet zu haben, nachdem er 1628 die Universität Tübingen bezogen hatte.

Getreu dem Brauch sichert er sich auch hier für sein Stammbuch in erster Linie die Gunst der Professoren. Demzufolge tragen sich ein: Wilhelm Bydenbach, Michael Maschin, M. Seufferd, Bartholomäus Steffler, Johann Gritthus und Wilhelm Schickart mit geistvollen Sprüchen in klassischen Sprachen; dazu alle Titel und Grade ihrer akademischen Würden! —

Dann aber folgt der ganze, bunt zusammengewürfelte Kreis der Romilitonen. Rastengeist scheint unter den Tübinger Studenten jener Tage nicht geherrscht zu haben. Neben bürgerlichen Namen aus aller Herren Länder wimmelt es jetzt in dem Stammbuch von bekannten Adelsnamen und vertrauten Wappen. In Bartholomäus Schrickner begegnen wir nun bereits dem dritten Brieger, während Andreas Senftleben aus Bunzlau gebürtig ist.

Dann kommen gleich zwei Schweinitze, nämlich Sebastian und Joan Christoph v. Schweinitz. Gleichen Geschlechtern entsprossen sind auch Hans-Georg und Christoph v. Nihswitz, ebenso Siegmund und Christoph v. Kräckwitz. Darauf folgen im Reigen der Freunde: Johann-Moritz v. Poser, Christoph-Hans v. Roschembahr, Ulrich v. Sellhorn, Georg v. Rostitz, Christoph-Ernst v. Uchtriz, Abraham v. Löben, Sigismund v. Twardowsky, Sigismund v. Meuselwitz und Johann-Sergius v. Worwitz.

Aber auch über die Grenzen eigener Landsmannschaft hinaus hat Mathäus Hallmann seinen Tübinger Freundeskreis erheblich erweitert. Wobei Nord und Süd gute Kameradschaft gehalten haben. Neben Johann-Wilhelm Speidel aus Stuttgart und Jakob Treutlin aus Ulm stehen Paul Husenius aus Holstein und Jakob Höllander aus Flensburg, während Thomas Stampeel aus Hamburg als Nachbar des Johannes Ecker aus Wopfingen in Schwaben erscheint. Mittel-Deutschland ist vertreten durch Richard Hantschmann aus Dresden, Mathäus Schilling aus Leipzig und Georg Bockius aus Goslar.

Auch Auslandsdeutsche haben Anschluß gefunden an diese aufrechte Schar. Beweis dafür erbringen die Namen Johann-Christoph Spindler aus Laibach in Kärnten und Reinhold Derschau aus Brixen in Tirol. Einer, Martin Schöbel, kam sogar aus Posow im fernen Ungarlande.

Unter all dies Abkommen verschiedenster deutscher Länder und Stämme mischt sich bereitwilligt auch süddeutscher Adel. Er wird sogar besonders glanzvoll



vertreten durch den Ritter Sebalduſ Welſer, einem Sprößling der reichen und berühmten Patrizierfamilie in Augsburg. Wolfgang v. Weiler und Adolf-Dietrich v. Raſſamhauſen entſtammen ebenfalls alten und erbgeſessenen Familien des Schwabenlandes. Außerdem zählen noch Wolfgang-Eraſmus v. Gruental und Friedrich-Jakob v. Taxis, genannt v. Gruental, zu dieſem großen Freundeskreis, der dort vereint war im Sinne eines Wahlſpruches, den Johann-Joachim v. Dachau in Hallmanns Stammbuch ſchrieb: „Edel von Geblüt, freundlich von Gemüt, von Herzen treu, trag ichs niemals Reu!“

Wobei freilich die Verſicherung „trag ichs niemals Reu“, nicht immer ganz wörtlich zu nehmen geweſen ſein wird. Denn, wenn Jakob Schner rer aus Nürnberg erklärt: „Obgleich viel Vögel haſſen mich, bin ich ein Rauz und acht ihr nicht!“ ſo klingt das immerhin nach einer gewiſſen, wenn auch trotzi gen Selbſterkenntnis! Die „lieben Brüder“ mögen halt das Luſtigſein manchmal doch etwas arg getrieben haben. —

Um ſo merkwürdiger mutet es uns an, daß in dem ganzen Büchlein nicht eine Eintragung von weiblicher Hand zu finden iſt. Und klagte nicht Nikolaus v. Haugwitz — übrigens in elegantem Franzöſiſch — darüber, daß Liebe den flieht, der ſie ſucht und den ſucht, der ſie flieht, ſo könnte man meinen, daß holde Weiblichkeit im Leben dieſer Jünglinge überhaupt keine Rolle geſpielt, und daß ihr Herz nur der Alma mater gehört habe! —

Wie dem aber auch geweſen ſei, mit dem Jahre 1629 ſcheint die fröhliche Studentenzeit für unſern Mathäus Hallmann zu Ende gegangen zu ſein. Und damit endet auch die Glanzzeit dieſes Büchleins. Nur noch wenige Widmungen finden ſich aus ſpäterer Zeit. So eine vom 25. März 1637 von Michael Stempl er aus Herrſtadt: In ſeines Lebens 67ſten Jahre und dritten Monat; und vom 24. Mai des gleichen Jahres von Heinrich Urſinus, der Konrektor eines Gymnaſiums zu Breslau war. Den Beſchluß aber macht am 21. Juni 1639 der Senior Primarius Adolf Thebeſius, Paſtor der Kirche in Wohlau.

Das wäre nun ſo in der Hau ptsache das, was uns das alte Stammbuch zu berichten weiß aus einer Zeit, wo unſere Vorfahren jung waren. Eine lange und bunte Reihe lebensfroher Menſchen mit ihrem ſtudentiſchen Tun und Treiben iſt an unſeren geiſtigen Augen vorübergezogen, und vielleicht hat mancher unter den verehrten Leſern unter der gelehrten Schar ein Glied ſeiner eigenen Familie erkannt. Womit dann der Zweck dieſer Plauderei aufs beſte erfüllt wäre.

Am allerſchönſten freilich wäre es, wenn unſer Freund Mathäus Hallmann ſelbſt ſich als Ahnherr eines unſerer Leſer herausgeſtellt haben ſollte. Dann aber erbitte ich Nachricht durch die Schleiſiſchen Monatshefte!

Cordula Seiffert

Das Stammbuch, aus dem die Abbildungen für den Aufſatz „Ein Stammbuch im Dienſte der Familienforſchung“ entnommen wurden, ſtellt in freundlicher Weiſe Friedrich Graf von Richthofen, Ludwigsdorf bei Ols, Schleiſien, zur Verfügung.



# Ein altes schlesisches Bauerngeschlecht

Von Richard Klose

Bauernfaust und Bauerngeist,  
Ob auch selten man sie preist,  
Sind des Staates Quell und Macht,  
Sind die Sieger in der Schlacht.  
Wohl dem Staat, der das bedacht!  
Heinrich Sohnrey

Was dem Dichter Wunsch war, ist heute Wirklichkeit geworden. Die jetzige Lage kann wie folgt gekennzeichnet werden: Der Staat sieht in den Bauernfamilien die unverstiegbare Blutsquelle des Volkes. — Das ganze Volk nimmt heut Anteil an Bauernfragen. Selbst der Großstädter ist stolz, wenn er einen Bauernnamen unter seinen Vorfahren findet. — Das Bauertum selbst hat sich frei gemacht von einer rein wirtschaftlichen Denkweise und betrachtet sich stolz und selbstbewußt als Träger einer Tradition. Aus diesen Gründen kann ein Bericht über ein altes Bauerngeschlecht heut allgemeines Interesse beanspruchen. — Mit der Geschlechterreihe untrennbar verbunden aber ist „Haus, Hof, Weib und Kind“, wie es Martin Luther in seinen Geboten nennt.

Nun will ich über das älteste Bauerngeschlecht meines Heimatdorfes Schickowitz, Kreis Trebnitz, berichten. Im Jahre 1605 kaufte Gregor Hempte, aus dem Städtlein Prausnitz, ein Gut in Schickowitz, das sich noch heut im Besitz der Familie befindet. Eine gut erhaltene Urkunde berichtet: „Kauf zwischen Hansen Snerlich zu Schickowitz, vorkäuffern eines vndt Gregor Hempten von der Prausnitz andern Theiles omb ein Gut daselbst.“ (Nun will ich zum besseren Verständnis in Hochdeutsch fortfahren.) Im Namen Gottes Amen, ist heutigen Dato im Amt des Gestiftes Trebnitz vor dem edlen und ehrenwerten Herrn Hyronimus Khayman, Ranzler und Verwalter des Schafferamtes, Hans Snerlich, Gepauer zu Schickowitz, erschienen, bekennend, daß er sein Gut daselbst, wie es an seinen Rainen und Grenzen gelegen, und bis anhero von ihm gehalten und gebraucht worden, erblich verkauft, abgetreten und hingelassen dem ehrsamem Gregor Hempten in einer Kaufsumme pro und um 1062 Mark schwer, jede derselben für 48 Groschen weiß schlesisch gerechnet, dergestaltt und also, daß Käufer ihm zum ersten Angelde erlegen soll, auf Georgitag nächstkommenden 150 Mark, auf Johannis 400, dann auf Martini zu 18 Mark mit Erbegelde abzulegen soll schuldig sein.

Und ist Beilaf: 6 Zugpferde, 2 Füllen, 2 melke Rühе, 3 Kälber, 8 Hühner und ein Hahn; ein Pflug mit aller Zubehör, ein Ruhrhaken, ein beschlagener und ein Puchwagen, 2 Paar Ernte- ein Paar Marktleitern, alles Stoßgeschirr; mehr: ein Malter Haber, 2 Scheffel Gerste, ein Viertel



Hirse, eine Kette, eine Siedelade, ein Paar eiserne Eggen, ein kupferner Ofentopf, ein Tisch und alle Bänke in der Stube. Alles, was erd- niet- und nagelfest ist, samt allen Krippen in den Ställen, 18 Schafe mit der Wolle, ein Topfbrett in der Stube.

Verkäufer zieht ihm aus bei seinen Lebtagen Wohnung auf dem Garten mit samt dem Wohngebäude für sich, sein Weib und Kind, 21 Beete auf dem Felde, nicht weit von Kobelwitz. Das Wiesewachs, soviel die 21 Beete begreifen. Mehr: auf einer anderen Stelle 17 Beete samt dem Korn, soviel darauf über Winter gesät worden ist. Auf eine andere Saatzeit aber soll Verkäufer die 21 Beete und die 17 selbst besäen. Es soll Käufer Verkäufern jährlich ein Viertel Leinsamen säen, auf 3 Jahre lang. Mehr: ein Beete Kraut und 2 Beete Rüben.

Doch der Herrschaft an ihren Erbzinsen, Diensten in allen unschädlich. Zeugen: Hans Roschig, Scholz zu Schickowitz, Hans Wolne, Lukas Bogul, der Eidam, und George Heinrich, Hans Dobrig, George Johnek und Mathias Pithner.

Poena (Strafe): Wenn einer von beiden Teilen den Kauf nicht halten sollte. Ihrer fürstlichen Gnaden der Frau Abtissin: 12 Mark, Herrn Schaffer 10 Mark, der Kirche zu Trebnitz einen Stein Wachs, der Gemeinde ein Viertel Bier, eine Mandel Karpfen und 6 Brote, auch eine halbe Metze Salz. Beide haben diesen Kauf mit Mund und Hand geliebet und gelobet.

Aktum, den 14. April 1605.

So waren die Verhältnisse, als die Familie Hempe in Schickowitz Fuß faßte. Das ausführliche Inventarverzeichnis würde es nahelegen, über die damalige Wirtschaftsweise zu erzählen. — Wie aus einer anderen Urkunde hervorgeht, war das Gut eine Hube,  $3\frac{1}{2}$  Quart groß, hatte also eine beträchtliche Größe. Es waren aber nur ein Pflug und ein Paar Eggen vorhanden, ein Beweis, daß man sehr extensiv wirtschaftete. Man muß bedenken, daß damals noch ein erheblicher Teil des Besitzes aus „Rodeland und Sträuchern“ bestand. Gregor Hempe muß aber ein tüchtiger Wirt gewesen sein, denn als er 1622 auf den Auszug ging, übergab er seinem Sohne Hans 17 Pferde, 2 Pflüge und 2 Paar Eggen. Zwei unverheiratete Brüder, Blasien und Adam, sind noch auf dem Gute. Jedem steht ein Pferd zu. Wenn sie sich verfreien, das heißt verheiraten, dürfen sie sich eins auswählen.

Hans Hempe erlebt die Wirren des 30jährigen Krieges. Wenn sich auch keine großen Kriegserlebnisse dort abgespielt haben, so ist doch durch räuberische Horden viel Schaden entstanden. Wir lesen: „daß manches in Grund abgebrannt und sonst durch das Kriegswesen verderbet worden ist“. Dazu kam eine „schreckliche Münzkonfusion“. Nach dem 30jährigen Kriege war eine Geldverwirrung und -entwertung eingetreten, wie wir sie ähnlich in der Inflation erlebt haben.

Als er im Jahre 1665 das Gut seinem Sohne Michel übergab, wurde der Preis auf 718 schwere Mark festgesetzt. Er selbst hatte 1200



Schwere Mark bezahlt. Das ist ein weiterer Beweis für die Verwüstungen des Krieges. Auch diesmal sind bei der Gutsübernahme noch unverheiratete Geschwister da, „ein Knabe und ein Mägdelein“. Michel soll ihnen auf einen Tisch Hochzeit machen und darauf ein Achtel Bier geben. Ferner vom Gut dem Knaben 1 Pferd oder 8 Taler, dem Mägdelein eine Kuh und ein jähriges Kalb.

Michel Hempe ist plötzlich im Jahre 1700 gestorben. Sieben Kinder sind vorhanden. Der jüngste Sohn Christoph war zum Nachfolger ausersehen. Infolge seiner Minderjährigkeit übernimmt der älteste Sohn Andreas das Gut auf 15 Jahre, bis Christoph herangewachsen ist. Er zahlt 950 Taler. Er soll den jüngsten Brüdern auf 3 Tische Hochzeit machen und jedem 2 Pferde geben, wenn sie sich verheiraten. Der Wohlstand scheint gewachsen zu sein. Nach 15 Jahren tritt 1715 Christoph sein Erbe an. In seine Zeit fällt die Besitzergreifung Schlesiens durch Friedrich den Großen. Sein Wirken ist nicht nur eine Angelegenheit der großen Politik, sondern war dem kleinsten Bauernhof, ja jedem Hofe spürbar. Zunächst wurde ein Steuerkataster aufgestellt, aus dem wir erfahren, was Christoph Hempe an Abgaben und Diensten zu leisten hatte. Wie da zu lesen ist, war er dem Stift zu Trebnitz — der Grundherrschaft — zu geben schuldig: Grundzinsen 3 Taler, 1 Silbergroschen. Korn 10 Scheffel, 1 Metze,  $2\frac{1}{2}$  Mäkel; Weizen 2 Scheffel, 6 Metzen,  $1\frac{3}{5}$  Mäkel; Gerste 6 Scheffel; Hafer 13 Scheffel, 1 Metze,  $2\frac{1}{2}$  Mäkel; Stroh 1 Schock, 3 Mandeln,  $7\frac{1}{2}$  Gebund; 8 Hühner, 8 Eier,  $7\frac{1}{2}$  Hanskauten;  $7\frac{1}{2}$  Quärge; außerdem  $33\frac{1}{2}$  Tag Spanndienste mit 3 Pferden. Fürwahr, eine beträchtliche Belastung! — Christoph Hempe muß ein geachteter Mann gewesen sein, da er ein Gerichtsmann beim Dorfgericht war. Einmal hatten der Scholz und die Gerichte Anlaß, gegen ihn zu klagen. Er hatte einen Garten zu seinem Besitz dazugekauft. Zur Bekräftigung jeden Kaufes gehörte ein tüchtiger Trunk, das „Gewißbier“. Als man es von ihm einforderte, ließ er sagen, er wolle ihnen einen Dreck geben. Weiter hatte er auf seinem Felde eine Hege gemacht und dem Gemeindegirt verboten, das Schafvieh darauf zu treiben. Auch hatte er in das Brachfeld Hirse gesät. Zu seiner Verteidigung führte er aus: Man hätte spät, als er schon zu Bette gelegen, zu ihm geschickt. Er hätte sich geärgert, und die garstigen Worte wäre ihm herausgefahren. Die Hege hat er nach ein paar Tagen entfernt und dem Schäferknecht wieder erlaubt, darauf zu hüten. Die Hirse hätte er mit Erlaubnis der Gemeinde gesät. Die Sache wurde erledigt, indem er eine christliche Abbitte tat, das Achtel Bier ohne Widerrede reichte und sich verpflichtete, weder durch eine Hege noch durch Säen ins Brachfeld die Hutung einzuschränken.

Die Familie war schon in damaliger Zeit recht kinderreich. So wird uns von Christoph Hempe berichtet, daß er verwitwet war, sieben Kinder hatte und eine Frau heiratete, die als Witwe auch noch drei Kinder mit in die Ehe brachte. Ein Bauernhof gab damals vielen Brot, und es brauchte nicht ärmlich zuzugehen, wie folgendes Beispiel zeigt: Elisabeth Hempe, eine Tochter des Gutes, sollte zur Ausstattung erhalten: zwei Rösche, einen



blau raschenen mit allem Zugehör oder 7 Taler, einen schwarzen Rock oder 5 Taler, eine lange raschene Juppe oder 7 Taler, 5 klare Hemde, 5 Hemde von Bauernleinen, 5 lange Hemde von Mittelleinwand mit kleinen Ärmeln, eine blau- und eine weißgeriegene Schürze, 5 Tüchel, ein schwarz- und weiß genähtes, 2 gezogene und 2 baumwollene; 5 Kapuzen, 3 von Schleierleinwand mit sauberen Spitzen und 2 schlichte; ein stattlich Oberbette, 3 schachwitzene Züchen, eine über das Oberbette und zwei über die Hauptkissen, auch drei solche leinwandene über das untere Bette, ein parchenes Bettuch. Wir sehen, daß der Hausfleiß in hoher Blüte stand.

Von besonderem Interesse wird noch ein Auszug sein, den Christoph Hempe für sich und seine unmündigen Kinder bei der Gutsabgabe sich ausbedingte: Freie Wohnung in Stube und Kammer samt dem Söller über beiden. Eine Kuh und eine Kalbe bei freiem Futter, samt der Hälfte des Ochsenstalles, einige Stückel Wiesen, 6 Breslauer Metzen Wein, 5 Kladen zu Möhren, 2 Beete Kraut, 1 Beet Rüben, jährlich: 5 Scheffel Korn,  $\frac{1}{4}$  Weizen, 2 Scheffel Gerste,  $\frac{2}{4}$  Erbsen,  $\frac{2}{4}$  Hirse,  $\frac{2}{4}$  Hafer, alles Trebnitzsch Maß. Ein gemäst Schwein, ohne eins das Beste, ein Saugferkel, 8 Stück Schafe bei freiem Futter. Wenn er nach Rottwitz zu seinem Sohn reiten will, ohne Entgelt ein Pferd. Noch heut enthält jeder Kaufvertrag ähnliche Bestimmungen über den Auszug. Wenn der Bauer aufs Altenteil gegangen ist, so wird er nicht Rentier, wie es in den anderen Berufen üblich ist, sondern er bleibt eben Bauer, wenn auch in kleinerem Maßstab.

Im Jahre 1750 findet der sechste Besitzwechsel statt. Andreas Hempe übernimmt das väterliche Gut für eine Kaufsumme von 1100 Talern. Der Siebenjährige Krieg fordert hier wie von allen Gütern große Opfer an Lieferungen jeder Art. Aber Friedrich der Große, der die Landwirtschaft „die erste aller Künste“ genannt hat, beweist für seine Bauern in den nachfolgenden Friedensjahren ein warmes Herz. Im Jahre 1771, nach einer schlechten Ernte, erhält Andreas Hempe „aus königlicher Gnade“ 1 Scheffel und 12 Metzen Mehl zur „Broterei“ und 5 Taler Vorschuß zum Ankauf von Saatgetreide.

Der nächste Besitzer, Georg Hempe, der das Gut um die Wende des 18. Jahrhunderts innehat, erlebt eine der entscheidenden Zeiten des deutschen Bauerntums, nämlich die sogenannte Bauernebefreiung durch Stein-Hardenberg. Es war hier nicht so, wie leider in großen Teilen Deutschlands, daß die Freiheit mit Landabtretung erkaufte werden mußte und dadurch zu einer Schwächung des Bauerntums führte. Durch eine Geldrente wurden die Verpflichtungen abgelöst. Tat und Schaffenskraft konnten sich jetzt zum Segen der Familien frei entfalten. Noch ein anderes wichtiges Ereignis fällt in diese Zeit: die Flurbereinigung. Die Äcker waren damals so zerstreut, daß scherzhaft berichtet wird: Der eine düngt es, der andere bestellt es, der dritte erntet es. Durch die Gemeinheitteilung im Jahre 1829 erhielt das Hempesche Gut seine heutige Gestalt. Durch die Aufteilung bisherigen Gemeinbesitzes bekam das Gut einen Zuwachs von 13 Morgen 30 Quadratruhen. Die Größe, die bis jetzt immer mit einer Hube,  $3\frac{1}{2}$  Quart angegeben



wurde, beträgt von nun an zirka 210 Morgen. So ist es bis zum heutigen Tage erhalten geblieben.

Über die neuere Zeit brauche ich nicht ausführlich zu berichten; denn was sich da ereignet hat, ist unseren Bauern aus dem Munde der Väter und Großväter bekannt.

So haben in Treue elf Generationen der Familie Hempe in 330 Jahren durch alle Stürme der Zeit das väterliche Gut festgehalten. Die Vergangenheit mahnt und wird die Nachkommen verpflichten, noch weitere Jahrhunderte auf ererbter Heimatscholle in harter Arbeit zu pflügen, säen und zu ernten.

## Hausinschriften in Schlesien erzählen

Redensarten, Sprichwörter und Sprüche sind die Blüten des mündlichen Ausdrucks. Sie sind im Volksmunde ungeheuer beliebt und werden weit häufiger angewendet, als es scheinen mag. Kein Wunder, daß der Bauer oder Bürger einen Spruch, der ihm gefällt oder den er vielleicht gar selbst erdachte, an sein Haus schreibt. Die Inschrift lädt zum Nachdenken ein und bringt eine höhere Betrachtung in den gleichförmigen Lauf des täglichen Lebens.

Die Sitte, Häuser mit Inschriften zu zieren, ihnen damit eine gewisse Weihe zu geben, geht mehr und mehr zurück. Mit den alten Gebäuden verschwinden auch die Inschriften; ein Spruch wird am Neubau nicht mehr angebracht, meist in der irrigen Annahme, es sei nicht mehr Mode. Und doch muten solche Sprüche eigen an, sie geben dem Hause und seinen Bewohnern ein bestimmtes Gesicht, sie lassen uns einen Blick tun in das Innenleben der Insassen oder in die äußeren Schicksale (Feuer, Überschwemmung, Blitzschlag), die dem Hause begegnet sind. Es spiegelt sich in ihnen ein Stück vom Charakter und von der Geschichte der Menschen, daher darf man ihnen eine gewisse kulturgeschichtliche Bedeutung nicht absprechen.

Mit einer ehrenwerten Zähigkeit hält der westfälische Bauer an seinen Hausinschriften fest, er mag nicht in einem Hause ohne Spruch wohnen, das ihm wie ein „Ei ohne Salz“ erscheint.

Man muß bei den Hausinschriften zwei Arten unterscheiden. Die einen sind Ergebnisse des gesunden Menschenverstandes, des natürlichen Mutterwitzes, sie verdienen unbedingt Aufmerksamkeit und Erforschung. Man hüte sich, sie bei der Sammlung und Aufzeichnung zu verändern, falls sie un- oder mißverständlich erscheinen, die wahrheitsgetreue Wiedergabe ist hier ebenso wichtig wie auf jedem anderen Forschungsgebiet. Daneben gibt es eine Fülle von Altklugheiten und abgeschmackten Weisheiten, deren einziger Zweck es ist, möglichst rasch vergessen zu werden.



Wir wenden uns nun den in Schlesien vorkommenden Hausinschriften zu. Aus den meisten spricht tiefe Gläubigkeit und unerschütterliches Gottvertrauen.

In Ketschdorf im Riesengebirge steht am Hause des Kürschmieds:

„An Gottes Segen ist Alles gelegen.“

Derselbe Spruch findet sich in Neurode, Kengersdorf und Walditz, er kommt wohl am häufigsten als Haussegel vor.

Weitere Sprüche dieser Art:

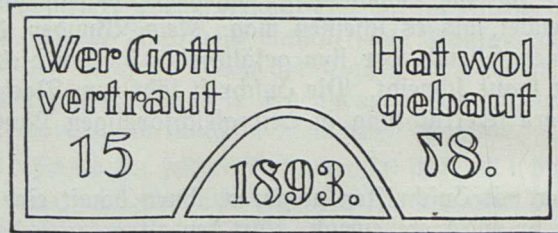
In Rathen:

„Dieses Haus steht in Gottes Hand,  
Die Jordan-Schmiede wird es genannt.“

In Pohlendorf:

„Gottes Vaterauge wache über uns alle.“

In der Inschrift



die in Goldberg am Grundstück Ring 27 steht, haben wir eine der ältesten vor uns. Das Haus wurde anscheinend 1893 neu gebaut und die Tafel mit dem Spruch übernommen.

In Neurode:

„Peters Jenispi 1590.  
Wer Got vertraut, der hat wolgebaut.“

Der Spruch aus Rosenthal

„Gott hat geholfen. Gott hilft noch.  
Gott wird weiter helfen“

„Mit Gott hab ich den Bau vollbracht;  
Mit dem ich alles hab gemacht.  
In Frieden und in Ruh  
Will ich bringen meine Tage zu“

„Mit Gott fang' an,  
Mit Gott hör' auf,  
Das ist der schönste Lebenslauf.“

führt uns in die heutige Zeit.



Alter sind die nächsten beiden. Über den Türen der Schlosskirche zu Brieg steht:

„Bortrovē (Vertrauen) darff auffschaven.\*  
Wenn sie an diesem Orte beten,  
So wollest Du sie im Himmel erhoeren.“

Das Lange'sche Haus am Oberring in Goldberg weist eine längere Inschrift auf:

„Das ist ein rechter weiser Mann,  
der Got for Augen haben kann,  
omb seinet willn die Sonde lahn,  
der bringt das ewig Leben davon.

Bekommer dich ombs ewige got,  
daselbe macht dir eine rechte Mut,  
zeitlich Got Ehr Gewalt vnd Pracht  
hatt ewiges v̄ stillen kein Macht.“

Eine Schreiberhauer Villa, anscheinend von einem Künstler bewohnt, erhielt den Vers:

„All' Kunst umsunst — ohn' Gottes Gunst.“

Der Spruch an der Goldberger Diakonatswohnung stammt aus der Mitte des 16. Jahrhunderts.

„Got Regiment vnd Einigkeit,  
In Haus vnd Hofe Sicherheit,  
frisch vnd gesond Man Weib vnd Kind  
das alles Gottes Gaben sindt. — 1552.“

Auch lateinische Sprüche kommen vor, so in Reisse; das Haus Bischofstraße 72 trägt auf einem Portalsims die Inschrift:

„15 Benedic Domine Domum Istam et Omnes 92  
Habitantes in Illa.“

(Das heißt: Segne, o Herr dieses Haus und alle, die darin wohnen!)

„Deo soli gloria“

(das heißt: Gott allein der Ruhm)

lautet der Hausseggen am Grundstück Nr. 31 in Ober-Urnsdorf im Riesengebirge.

Die folgenden zwei Inschriften bitten um Gottes Beistand gegen die zerstörenden Naturgewalten.

In Freivalde:

„Der Herr bewahre diese Scheuer  
Vor Blitz und Unglück, Sturm ud Feuer.  
Er segne sie mit reicher Ernte Gaben  
Und laß uns nicht an Leib und Seele darben.“

\* v = u



An dem im Besitze des Gartenbesizers G. Reimann befindlichen Hause Nr. 27 der zu Seidorf gehörenden Häuserreihe „Sechshäuser“ steht über der Eingangstür auf einem Simsbrett:


„Herr dir sey Zum Schutz ergeben, dieses Haus, geMein und land  
Wind ab wasser krieg und Brand und lass uns fein geruhig leben!“

Von der Vergänglichkeit des Irdischen ist die Rede in einem Spruch, der sich in Steinau O/S. befindet:

„Eine irdische Hütte ist mein Haus.  
Wenn es Gott gefällt, muß ich heraus  
Und muß es verlassen.  
Wenn es Gott mir gönnt,  
Im Himmel ich ein Bess'eres find.“

Sehr interessant ist die nächste Inschrift, die dreimal in Schlesien bezeugt ist. Die älteste und ursprünglichste Fassung trägt das Haus am Markt 25 in Kupferberg:

„Wir baven allhir auf Erde fest  
Und sein nor frembde Gest  
Und da wir sollen ewig sen  
So baven wir wenige drein. Valti Krun. 1598.“

Anmerkung: Das Haus heißt noch heute das Grun'sche Haus und wurde bei dem im Jahre 1824 hier stattgehabten Brande bis auf die sehr starken Mauern ein Raub der Flammen. Über der Inschrift befindet sich ein Wappenschild mit dem Zeichen  und die Jahreszahl 1598. (Das Zeichen stellt wahrscheinlich eine Hausmarke dar.)

Etwas abgeändert begegnet uns die Inschrift im Reisser Ratsturm:

„Wir bauen Alles gerne fest  
Und Sein doch nur Fremde Gäste  
Und wo wir sollen ewig sein  
Da bauen wir so wenig drein.“

Noch stärker verändert und dem heutigen Sprachgebrauch angenähert findet sie sich in Nieder-Rauffung an der Ratzbach. Da steht im Feld des Fachwerks an einem Hause in altmodischer Frakturschrift:

„Wir sind nur fremde Gäste  
Und bauen alle feste  
Doch wo wir sollten ewig sein  
Da sammeln wir nur wenig ein.“

Wir wenden uns nun Inschriften zu, die in ihrer ethischen Haltung allgemeiner sind und zumeist nur ein rechtschaffenes, schlichtes Leben preisen.

Gleich die erste ist als Willkommenswunsch hinlänglich bekannt:

„Grüß Gott, tritt ein,  
bringt Glück herein!“

Schreibt ein Bauer in Hohndorf, Kreis Leobschütz, an sein Haus.



Älterer Herkunft ist die Hausinschrift über dem Eingange zum Serbersteige vom Burgfeld aus in Breslau:

„Guth einigkeith alle Diengk erhelbt  
Uneinigkeith zurstort die Weltdt.“

(In goldener Frakturschrift, darüber im Wappenschilde zwei Serberschabeisen.)

Ebenfalls älter ist der Spruch am Siebel des Hauses Bischofstraße 71 in Reisse:

„Fide Deo diffide tibi Fac propria“

(das heißt: Vertrau auf Gott, mißtraue dir selbst, tue was recht ist!)

Die andern Sprüche dagegen sind durchweg jüngeren Datums.

Katibor, Rosengasse 2 (Speicher), auf zwölf Eisenschildern:

„Bete und arbeite  
Um dein tägliches Brot.  
Vertrau auf Gott  
Auch in der Not.  
Werb und erwerb  
Dir eigenen Wert,  
Ein eigen Brot  
Und eignes (!) Herd.  
Und hast du dies  
Erworben dir,  
Verschließ den Armen  
Nicht die Tür.“

Maimaldau im Riesengebirge, Nr. 104:

„Nie seufze Jemand über mich  
Mein ganzes Herz bestrebe sich  
Dem Nächsten gern zu geben  
Was er mit Recht verlangen kann  
Auch stets gerecht mit Jedermann  
Wie's Gott gebeut, zu leben.“

Riesewald im Riesengebirge, am Siebel eines Hauses:

„Nicht große Pracht und Glanz der Zeit —  
Nein, frommer Sinn und Einfachheit  
Und Lieb' und Treu und Redlichkeit  
Soll wohnen hier zu aller Zeit.“

Ähnlich wie mit dem Kupferberger Spruch verhält es sich mit einer Inschrift, deren ursprünglichste Form im Hausflur bei Gustav Unger in Hohndorf bei Leobschütz zu finden ist:

„Das Haus ist mein und doch nicht mein,  
es wird auch nicht des Zweiten sein.  
Der Dritte bleibet auch nicht hier;  
dem Vierten geht es grad' wie mir.  
Der Fünft' und Sechste wandert raus,  
nun sag mir, wem gehört das Haus?“



Verändert und gekürzt finden wir sie in Türmitz, Kreis Leobschütz, auf einer Tafel an der Siebelseite des Hauses Goldammer, jetzt Biala:

„Das Haus, ist mein  
und doch nicht mein;  
der vor mir war,  
sprach auch, 's wär sein.  
Er zog aus und ich zog ein,  
nach meinem Tode wird's auch so sein.“

Weiter in Krommenau im Riesengebirge, Nr. 35:

„Dieses Haus das ist nicht mein,  
Der vor mir war, dem wars auch nicht sein,  
Er zog aus und ich zog ein,  
Nach mir soll es auch so sein.“

Und schließlich im Gerichtskretscham in Seidorf:

„Dies Haus ist mein und auch nicht mein  
Der vor mir sprach, es war auch so  
Der zog aus, ich zog ein  
Nach meinem Tode wird es auch so sein.“

Einen größeren Platz beanspruchen die Wendungen, in denen von der menschlichen Gesellschaft gehandelt wird. Die unangenehmen Nachbarn, besonders die bösen Zungen, Klatschmäuler, Verleumder und Neider, stehen hier im Vordergrund. Zunächst zwei Sprüche aus dem Kreiskalender Neumarkt 1928:

„Es ist auf Erden kein besser List,  
Denn wer seiner Zunge ein Meister ist,  
Viel wissen und wenig sagen,  
Nicht antworten auf alle Fragen,  
Rede wenig und mach's wahr,  
Was du borgst, bezahle bar;  
Laß einen jeden sein, wer er ist,  
So bleibst du auch wohl, wer du bist.“

„Ich kehre mich nicht dran,  
Ich laß die Leute klügeln,  
Wer kann denn jedermann  
Das lose Maul verriegeln?  
Ich kann nicht besser leben,  
Als daß ich dazu lach,  
So haben sie vergebens  
Sich viele Müß' gemacht.“

Pöpelwitz bei Breslau. Auf Kalk an die Außenmauer eines Häuschens inmitten eines gemalten Kranzes, aus den vierziger Jahren:

„Ich kümme mich um nichts und laß die Leute reden.  
Wer kann denn jedem Narren das lose Maul verwehren!“



Selbstvertrauen und Tatkraft stehen müßigem Geschwätz gegenüber in den Inschriften aus Neu Gersdorf:

„Wir haben gebaut an Weg und Straßen,  
Man muß die Leute nur reden lassen.“

Und Neu Biebersdorf:

„Ach, der wird nicht baun!  
Sprachen oft die Leute. —  
Aber auf Gott vertraun,  
Das ist die beste Beute.“

Segen Verleumder, aus dem Kreiskalender Neumarkt 1928:

„Wer seine Jung' nicht zügeln kann  
Und übel red't von jedermann,  
Der selbstig wiss' zu dieser Frist,  
Daß ihm mein Haus verboten ist.“

Berse dieser Art sind heute auch noch gelegentlich in der Stadt anzutreffen, so ist mir zum Beispiel ein Lokal in Breslau bekannt, in welchem eine Tafel mit nachstehender Inschrift hängt:

„Wer über mich schimpft und die Meinen,  
Der gehe nach Haus und betrachte die Seinen!“

Der Spruch aus Ratibor, Lange Straße 44 (altes Siebelhaus mit Tafel):

„Ein jeder kehre vor seiner Tür,  
Dann bleibt es rein bei dir und mir“

findet eine treffliche Parallele in der Redensart, die ich aus Alt Reichenau, Kreis Waldenburg, kenne:

„Jeder kehre vor seiner Tür,  
Denn es hat Dreck genug davor.“

Ob sie in ihrer etwas derberen Ausdrucksweise auch als Inschrift benutzt wird, ist mir nicht bekannt.

Schlechte Erfahrung spricht aus den Zeilen, die am Toreingang des Bauerngehöfts Nr. 136 in Seidorf stehen.

An der Außenseite:

„Sie kommen und besuchen mich  
Und meinen's doch von Herzen nicht  
Sie suchen nur Gelegenheit  
Mich auszutragen weit und breit.

An der Innenseite:

Es bekümmert manches sich um mich  
Und bedenkt sich und die Seinen nicht  
Wenn mancher bedächte sein Fehler und Beschwerde  
Und ließe mich bleiben wer ich wäre.  
Mein Reider: kehre zuvor vor deiner Thür  
Findest du nichts: dann komm zu mir!“



Sehr klug und schlagfertig schrieb ein Bauer in Neudorf in der Grafschaft zwischen die drei Giebel Fenster seines Hauses:

„Ein jeder hat in seinem Leben  
Acht auf sich zu geben.“

„Es mag mir einer wünschen, was er will,  
So wünsch ich ihm nochmal so viel.“

Ein vortreffliches Seitenstück dazu findet sich in Ludwigsdorf:

„Freund, sieh auf dich und nicht auf mich;  
Thu ich Unrecht, so hüte dich;  
Denn sehr glücklich ist der Mann,  
Der sich an andern spiegeln kann.“

Das Palmenhaus in Reinerz trägt über dem Haupteingang die Inschrift:

„Wer dieses alles tadeln will, der stehe nur ein wenig still  
Und denk in seinem Herzen frei, ob er ganz ohne Tadel sei.“

Mit Grobianen und wüsten Schimpfern befaßten sich zwei Sprüche, der eine aus Verlorenwasser:

„Fluche nicht in meinem Haus,  
Gehe lieber gleich hinaus;  
Sonst kommt Gott vom Himmelreich  
Und straft dich und mich zugleich.“

Der andere steht an einer Gartenmauer zu Altweistritz:

„Durch Freundlichkeit und Miene  
Kommt der Arme durch die Welt;  
Der sich dieser Lust bediene  
Kauft vieles ohne Geld.  
Drum lern, o Mensch, höflich sein,  
Es kost doch nicht viel,  
Bringt sehr viel ein.  
Joseph Peltz. No. 1809.“

Man kann dem ehrenwerten Schlossermeister aus Reinerz nur beipslichten, an dessen Haustor zu lesen ist:

„Wenn vor jedes böse Maul ein Schloß gelegt sollt werden,  
Da wär die edle Schlosserkunst die schönste Kunst auf Erden.“

In einigen älteren Inschriften zieht man gegen die Neider zu Felde. So stand an der alten Gerstecke in Breslau, Schweidnißer und Karlstraße:

„Wären der Neider noch so viel,  
So geschieht doch, was Gott haben will.“

(Inschrift samt Ornamenten wegen Neubau verschwunden.)

Breslau, Siebenkurfürsten am Paradeplatz:

„Deme Gott vnd die höchste Obrigkeit wol viel,  
Schadet kein Neyder noch Verleümden.“



Goldberg, Kretschmer'sches Haus auf der Schmiedegasse, abgebrannt, Inschrift am Neubau wieder eingemauert:

„Es haben alle Ding sein Zeit vnd Ziel.  
Vnd geschieht dennoch was Got wiell.  
Orenbleser sint vorflocht.  
Den sie vorwirren vil gutte Freunde. 1564.“

In der Jauerſchen Chronik wird bei einem der merkwürdigen Häuser einer Aufſchrift am Portale beſondere Erwähnung getan. Sie lautet:

„Den Neider verdrießt oft, was er ſieht,  
Doch muß er laſſen geſchehen, was geſchieht.“

In einer ungenannten Stadt kommt ein anderer Spruch vor:

„Laß Neider neiden, laß Haſſer haſſen,  
Was mir Gott giebt, müſſen ſie mir doch laſſen.“

Der Sammler bemerkt hierzu in den Schlef. Prov. Blättern (N. F. 2, 1863, S. 716): „Alſo immer Neid und Mißgunſt bei dem Gedeihen und der Wohlfahrt des Nachbars! Muß früher gewöhnlich geweſen ſein. Auch in dieſem Punkte iſt man duldsamer geworden.“

Ich laſſe nun einige Inſchriften folgen, die ſich auf ſpezielle Ereigniſſe beziehen. In der Polniſchen Straße in Brieg haben wir einen Spruch gegen Feuersbrunſt:

„Drey Linden zeigen an, wie dieſes Hauß genandt,  
der Höchſte ſchütze es durch ſeine Allmachts Handt,  
damit es unverruckt zu jeder Zeit kann ſtehen  
und nicht darf wie geſcheh'n durch Feuer untergehen.

Anno  
1777.“

Die älteſte, durch eine Jahreszahl beſtätigte Inſchrift befindet ſich an der katholiſchen Kirche in Ziegenhals. Sie ſpricht von einer Ueberſchwemmung im Jahre 1472, der Fluß, die Viele, redet ſelbſt:

„Anno 1472

Ich Biel hab mich empört:

Bis hier zum † der Bürger Wiß geführt . . .“

Das Kreuz iſt als Waſſermarke anzusehen, es zeigt, wie hoch das Waſſer geſtanden hat.

Aus der Zeit, da die Peſt in der Graſſchaft Glaß wütete, erzählen drei Inſchriften.

Schwarze Tafel an der erſten Peſtkapelle von Neurode nach dem Annaberge:

„Da die Grimmigen Menſchenfreſſer  
Morſch und Mars herum Bagieret  
Und die Peſt durch Stadt und Schlöſſer  
Unbegreiflich hat Graſſieret.



Bleibt durch Gottes Gnade und Güte  
Die Stadt Neurode unverletzt,  
Drum von Grund, Herz und Gemüthe  
Gott zu Ehren dies von der Stadt Neurode wurde gesetzt.  
Im Jahre 1860.“

Halbendorf, kleine Kapelle an der Straße:

„O Gott, o Gott, wie hast du gehaust  
Nicht nur in dieser Stadt, sondern auch in diesem Dorf.  
Du hast nicht geschont weder Groß noch Klein,  
9 Personen hast du genommen aus diesem Hof allein.  
Anno 1680. Im Oktober.“

Pestkapelle zwischen Alttheide und Wilmsdorf:

„Anno 1680. Hat die Neuwilsdorfer Gemeinde den St. Antonio de Padua zu einem Schutz Patron erwöhlet und ein geliebt (Gelübde) gethan dessen Fasttag zu feuern. Weil allda 46 Personen an der Päst gestorben.“

Anderer Sprüche berichten über Kriegsgreuel, so die Inschrift am Gasthof zur Hoffnung in Groß Rosen bei Striegau:

„Als am 31. Mai 1813 Französische Krieger bis hierher vordrangen und im blutigen Kampfe mit ihnen ein großer Teil dieses Ortes in Flammen aufging, da erbarmte sich der Herr und sprach: bis hierher und nicht weiter! Vor Krieg, feuer und Wassersnot Behüt uns lieber Herre Gott!“

Wie eine Vorahnung des Dreißigjährigen Krieges empfindet man die Inschrift aus dem Jahre 1617 an einem Renaissanceportal auf dem Ringe in Slogau:

„Die Liebe Ist Ken Himmel gezogen  
Die Wahrheit ist vbers Mehr pflogen  
Die Serechtikeit wirdt vor Triben  
die vntrew ist beim Menschen bliben.“

Ein Spruch an der herrschaftlichen Scheune zu Eckersdorf in der Graffschaft legt Zeugnis ab von einer löblichen Tat:

„Dieser Flur trotz Krieg und Nässe erhöhte Fruchtbarkeit  
ist der Lohn sechsjähriger Nachahmung deines Hofwylers Vorbildes,  
weiser, durch Wort und That wirkender  
Emanuel von Fellenberg!  
1816.“

Anmerkung: Der 1817 verstorbene Graf Anton Alexander von Magnis hatte seine zwei Söhne in das berühmte landwirtschaftliche Institut des Herrn von Fellenberg zu Hofwyl in der Schweiz zur Ausbildung gesandt. Nach deren Zurückkunft wurde die Landwirtschaft in Eckersdorf nach dem Hofwylers Muster eingerichtet.



Hugo Vogt nennt in seiner Sammlung in der Gläzzer Vierteljahresschrift (6, 1886/87 S. 109—113) etliche Inschriften, die vielerorts an Schulen stehen:

„Unser Jugend.“

„Unsern Kindern.“

„Lasset die Kleinen zu mir kommen.“

„Lasset die Kinder zu mir kommen und wehret ihnen nicht.“

Nun zum Schluß einige Sprüche humorvollen Inhalts.

In Reinerz steht im Schießhause am Eingang in die Schießhalle:

„Ihr Schützen höret an die Regel insgemein.

Ich meine diese auch, welche noch keine sein;

Daß mehr als 4 in standt nicht solln hereingehn,

Denn sonstn würden sie mit einem Schimpf bestehn. 1734.“

In Seidorf tröstet sich ein Liebhaber des edlen Weines:

„Können wir keinen Beerenwein haben,

Müssen wir uns an Obstwein laben!“

Ein Kuriosum stellt die Inschrift über der Haustür des jetzigen Schüttbodens in Neurode dar:

„Hic ridendo corriguntur mores.“

(Auf Deutsch: Hier werden durch Lachen die Sitten verbessert.)

Sie erklärt sich dadurch, daß der Schüttboden früher einmal Opernhaus war.

Beißender Spott spricht aus den Zeilen, die an einem Hause in Falkenberg stehen:

„Es spann sonst jedes deutsche Weib

Zum Nuße wie zum Zeitvertreib.

Doch wüßt ihr, was sie jetzt beginnen?

Sie hecheln nur und lassen spinnen.“

(Hecheln bedeutet hier schwaßen, keifen, zanken.)

Erwähnt werden die Hausinschriften bereits von J. A. Hallbauer in der Vorrede zu seiner 1725 in Jena erschienenen „Sammlung auserlesener teutscher Insriptionen“. Er spricht da von den „gemeinen Auf- und Inschriften“, die auf Gebäuden, Glocken, Münzen usw. gefunden werden. Auch Heinrich Niehl interessierte sich dafür.

Dr. phil. Georg Scharf.

---

---

**Werdet Mitglieder der NS.-Kulturgemeinde!**

---

---



## Holzkirchen überliefern germanisches Erbgut

Seltene Kirchenbauten finden wir im deutschen Osten, besonders im Waldgebiet Oberschlesiens. Es sind düstere Blockholzbauten, mit gedrungene Türmen und seltsamen Hauben, mit schwerem Bohlenwerk und eigenartigen Umgängen. Fremdartig erscheinen sie auf den ersten Blick und sind doch bodenständig seit einem Jahrtausend in diesem Lande. Aus dem Holzreichtum der einst unermesslich weiten Wälder sind die Kirchenbauten wie auch die Wohnhäuser gezimmert. Denn vom Gebirgsstock der Karpathen bis zur Ostsee reicht ein breiter Siedlungsbogen, der vom Holzbau bestimmt wird. In diesem Raume treffen wir überall auf die charakteristischen Schrotholzkirchen, die nirgends sonst in diesen seltsamen Formen zu finden sind.

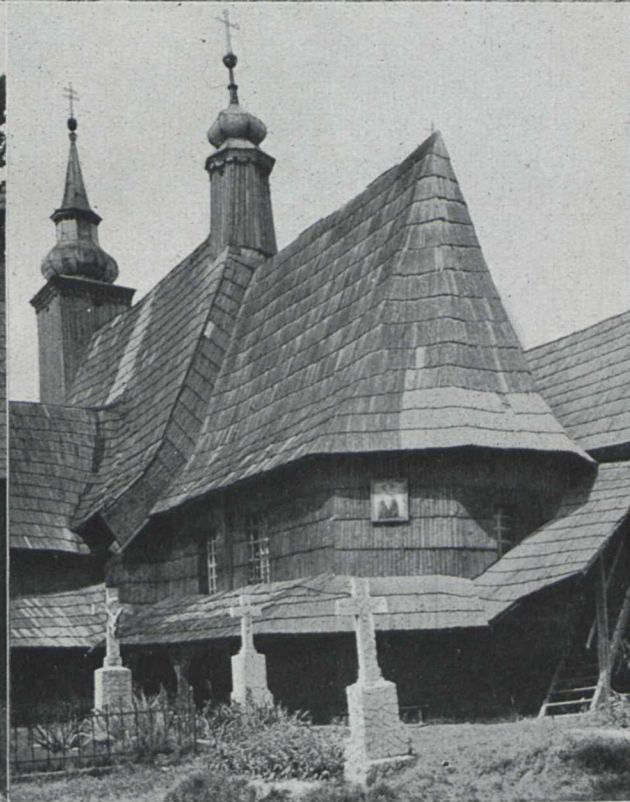
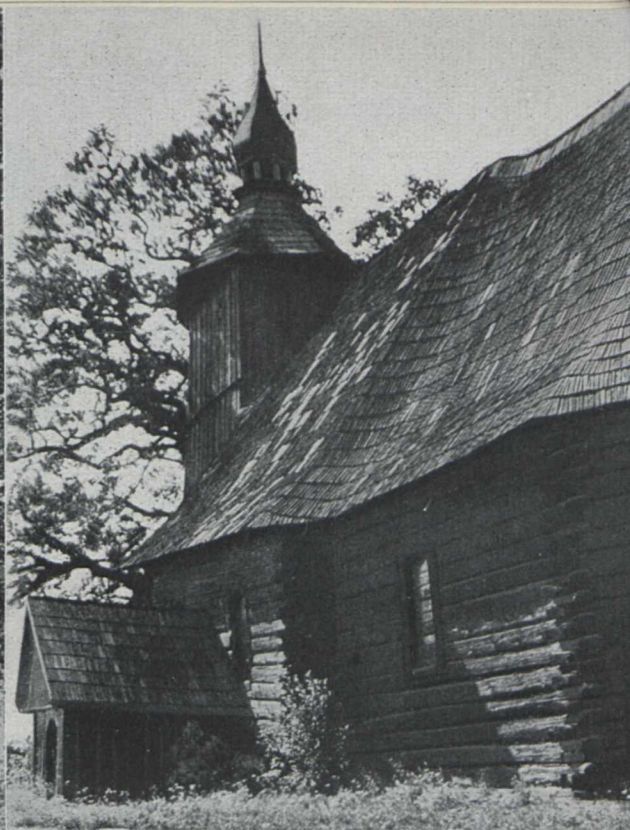
Wie alt mögen diese Blockwerkkirchen sein? Soweit ihre Baudaten feststehen, reichen sie nicht weiter als ins 15. Jahrhundert zurück. Das ist für leichtvergängliche Holzbauten schon ein beträchtliches Alter. Aber wir dürfen mit aller Wahrscheinlichkeit nach annehmen, daß sie noch unverändert das Gesicht ihrer Vorgänger tragen und darum genaue Spiegelbilder der ersten christlichen Holzkirchen sind, die um das Jahr 900 entstanden sein mögen. Denn der Holzbaustil ist recht konservativ und dürfte daher kaum seine Grundelemente geändert haben.

Aber die Geschichte dieser Schrotholzkirchen reicht viel weiter zurück. Wir stehen hier vielleicht vor den letzten Resten einer rein germanisch-nordischen Architektur, die ihre letzten Ausläufer bis zu diesen Holzkirchen sandte. Wir finden genau die gleichen Bauelemente in den einzelnen Konstruktionsteilen wie im germanischen Hallenbau. Wir können ohne Zweifel die Hauptmerkmale des germanischen Stiles auch bei diesen Schrotholzkirchen feststellen. Unverkennbar ist die malerische Gruppierung des Aufbaues, die Verwendung der Strebekonstruktion und die Anwendung des Gerüstbaues. Die gleichen Formelemente, die später zur Gotik führten, sind bereits in diesen Blockwerkkirchen verwendet worden. Auch die außerordentlich geschickte Verbindung zwischen Bauwerk und Landschaft läßt unzweifelhaft germanisches Formgefühl der Architektur erkennen.

Die einzigen Verwandten dieser ostdeutschen Holzkirchen finden wir in Norwegen, es sind die wegen ihrer Schönheit berühmten Stabholzkirchen. Ihre Baugeschichte geht geraden Weges auf die Bauten der Wikingerzeit zurück. Die Bauelemente sind typisch germanisch und zeigen die Verwandtschaft sowohl mit dem Kultbau wie mit dem Schiffsbau jener Zeit. Die gedeckten Chorumgänge, die Laubgänge und die Ständerwerke der Türme sind ohne wesentliche Veränderungen auch bei den ober-schleisischen Holzkirchen zu finden. Die flache Holztonne und die Pfetten des Dachgebälkes zeigen eine weitere recht enge Verwandtschaft an.

Die Ostgermanen waren es, die auf ihren Wanderungen nach neuen Siedlungsplätzen Schlesien besetzten und die ihre starke Kultur dem Lande



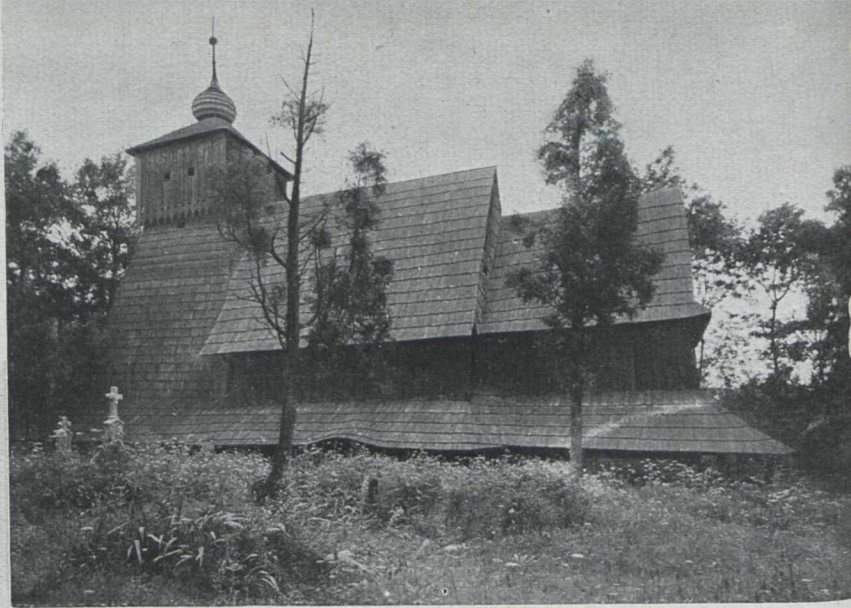


Links oben: Michelsdorf, Choransicht  
Links unten: Rosenberg, Seitenansicht

Rechts oben: Würbitz, Schönheit des Schnabeldaches  
Rechts unten: Rosenberg, Choransicht



Guty (Tschsch. Schlesien)



Czarnowanz O/S.

Wallfahrtskirche St. Anna, Rosenberg





aufprägten. Die Bodenfunde der Vandalen zeichnen sich durch Reichtum und entwickelte Formenschönheit aus. Auch der wiederholt aufgedeckte Vorkallenbau ist ein Zeuge echt germanisch-nordischer Art. Als die Silinger das Land verlassen hatten, blieben ohne Zweifel starke Sippen zurück, die auch ins nächste Jahrtausend viel Kulturwerte herübergerettet hatten. Über die slawischen Einflüsse triumphierte germanisch-nordisches Erbgut, und bis zur Neuzeit blieb darum im Kirchenbau ein Rest dieser Formenwelt erhalten. Mögen auch im Laufe der Jahrhunderte manche Anklänge an slawische Formen übernommen worden sein, so blieb doch der Grundcharakter erhalten und läßt sich auch heute noch einwandfrei nachweisen.

Meilenweite Wälder sind heute noch in Oberschlesien zu finden. Sie bergen im Schutze ihrer alten Baumbestände zahlreiche Siedlungen, in deren Mitte meist typische Holzkirchen stehen. Bis zur Höhe der Baumwipfel ragt der schmale First empor, zierliche Hauben schmücken die wuchtigen Türme. Dunkle Bohlen, von der Patina des Alters mit silbrigem Glanz überzogen, bilden die niedrigen Wände; bis fast zum Erdboden herab hängen die Schindeldächer mit breitem Walm. An der Spitze des Firstes, dort wo der kleine Chorbau ansetzt, triumphiert meist ein kleines Dachreiterchen. An der Westseite steht der Glockenturm, dessen Ständerwerk aus vier kräftigen Säulen gebildet wird. Die geböschten Wände sind mit Schalbrettern abgedichtet. Die Glockenstube kragt meist ein wenig vor und zeigt zierlich geschnitzte Schalllöcher. Die Turmhauben sind recht verschieden; es werden sich kaum zwei gleiche Lösungen finden. Aus ältester Zeit stammt die einfache Pyramiden Spitze, während die offene Haube dem 17. Jahrhundert angehört. Diese Formen sind dem Massivbau entlehnt und stehen eigentlich im Gegensatz zur schlicht-gradlinigen Konstruktion der Holzkirchen. Aber dieser Gegensatz belebt die künstlerische Wirkung und gibt den Bauten jenen eigenwilligen malerischen Reiz.

Höchst seltsam und merkwürdig in ihrer Erscheinung sind die Umgänge und Flugdächer. Diese Umgänge sind geraden Weges von den nordischen Stabholzkirchen entlehnt und treten besonders zahlreich bei allen Wallfahrtskirchen auf. Sie sollen unter ihrem schützenden Dach die zahlreichen Besucher bergen, die im Kirchenraum nicht mehr Platz finden. Die Umgänge umziehen den gesamten Bau einschließlich des Turmes und der angebauten Kapellen. Es sind offene Hallen, die aus einer Balkenkonstruktion bestehen, deren Sparren das abgeschleppte Dach tragen. Die Raumbildung ist besonders malerisch und schafft einen reizvollen Gegensatz im Spiel von Licht und Schatten.

Die Flugdächer bestehen aus mehreren Reihen Schindeln, aufgebaut auf eine vorgekragte Strebekonstruktion. Sie haben die Aufgabe, die empfindlichen Holzplanken vor dem gefährlichen Schlagregen zu schützen. Bei Türmen und größeren Siebelflächen finden wir oft mehrere solcher Flugdächer übereinander angeordnet.



Das Innere der Schrothholzkirchen wird von den kleinen Abmessungen der Konstruktion bestimmt. Die dunkelgetönten Balken geben dem Raum eine köstliche Stimmung, die bunten Glasfenster lassen das Sonnenlicht gedämpft hereinfluten. Aus dämmerndem Grau des Chores blüht des Altars vergoldetes Schnörkelwerk, und der Ewigen Lampe zitterndes Licht malt goldene Kringel über die schweren, geschnitzten Gestühle. Farbige Deckenmalerei kündet die künstlerische Kraft echter Volkskunst, kraftvolle Plastiken und eine farbenfreudige Malerei sind die Zeugen bodenständigen Volkstumes. Wenn dann an Sonntagen die Bäuerinnen im Schmuck ihrer bunten Trachten auftauchen und durch den dunklen Raum die getragenen Melodien alter Kirchenlieder fluten, dann offenbart sich die charakteristische Eigenart dieser Bauwerke mit vollem Reiz. Dann leuchtet des Volkstums edle Kraft aus dem uralten Balkenwerk, altüberliefertes Erbgut spricht aus dem harmonischen Zusammenklang von Raum und Menschen. Wurzelhaftes Deutschtum ist lebendig geblieben und spricht zu uns in der klaren, eindringlichen Sprache aus Urväterzeit.

Architekt Fritz Wiedermann

## Arbeitslager Landeck in Baden

Die Abteilung R (Rundfunk) der Reichsjugendführung rief gemeinsam mit der Reichsfendeleitung junge Schriftsteller, Dichter und Komponisten aus ganz Deutschland, vom 30. Juli bis zum 7. August nach dem Schwarzwald zu einem Arbeitslager zusammen. Zweck des Lagers war, die augenblicklich gegebenen Ziele aufzuzeigen und die Jugendfunkschaffenden in ihrer Arbeit anzuregen. Da dieses Lager in seiner Art etwas völlig Neues, bisher noch nie Versuchtes darstellt und es auf die Weiterentwicklung des Jugendfunks maßgebenden Einfluß haben wird, halten wir es für notwendig und angebracht, unseren Lesern mit nachstehendem Bericht einen Einblick in die Lagerarbeit zu geben.

Im südlichen Schwarzwald, mitten in sanft ansteigenden, blau-schwarz schimmernden Hügeln und stolz ruhenden Bergen liegt zärtlich eingebettet ein Stück deutscher Geschichte, die Burgruine Landeck. Der Blick von dieser Burg hinein in das Land ist weit und sonderbar, dann nimmt diese ungewohnte Weite Gestalt an und der Stadtmensch, dessen Blick durch die Großstadt eingeengt und niedergebeugt ist, fühlt plötzlich diese wunderbare Weite in sich eingehen, Blick und Geist ausströmen und das eingesperrte Ich riesenhaft frei werden.

So liegt Burg Landeck. — Und hier sind sie zusammengekommen, alle die, die an der Erziehung der deutschen Jugend und für den Jugendfunk arbeiten. Aus allen Gauen Deutschlands sind sie gekommen: Dichter, Schriftsteller, Komponisten, BdM.-Referentinnen und Jugendfunkteller.\*

\* Aus Schlesien wurden entsendet: die Gauführerin Hilde Schneider, Bannführer Herbert Neumann, und von den schöpferisch Tätigen: Waldemar Glaser, über Schlesiens Grenzen hinaus bekannt durch sein Schlageterbuch „Stahlkreuz an der Ruhr“ und „Ein Trupp SA.“, Walter Rühn, ein junger Schriftsteller des deutschen Arbeitertums, Kurt Paqué, der Verfasser des Schauspiels „Kaskolnikow“ und bekannter Kurzgeschichten, Wolfgang Schwarz, der in den Reihen der Hitlerjugend stehende Lyriker, und der Breslauer Komponist Johannes Riez.



Im Burghof und in der Burgruine selbst sind Zelte aufgebaut worden. Dort, wo der Blick ins Freie kann, stehen lange gelbglänzende Bänke und Tische. Hier haben sie acht Tage gelebt, neue Arbeitskraft gesammelt, in geistigen Auseinandersetzungen die durch die Zeit lösungsreif gewordenen Probleme und Fragen erörtert und Dichter und Schriftsteller aus eigenen Werken gelesen.

Spät abends, als fast alle schon eingetroffen waren, begrüßte der Leiter des Lagers, Gebietsführer Cerff, die Anwesenden, sprach von dem Zweck der Lagergemeinschaft und verkündete die Tageseinteilung. Dann standen sie noch eine Weile, sie, die sich noch bis vor wenigen Stunden nicht oder nur dem Namen nach gekannt hatten, zusammen, redeten, sprachen von ihrem Schaffen und ließen sich von den unwillkürlich jetzt schon auftauchenden Fragen gefangen nehmen. An allen diesen Menschen haftete die Heimat. Redeten sie, dann fühlte man diese Heimat und wußte, daß sie selbst ein Stück davon sind. Die ganze deutsche Heimat fühlte man durch sie und daß sie Träger des Kommenden sind.

Sackelschein zuckt durch die Nacht und über ihre Gesichter. Die Gespräche, die sie führen, spinnen unsichtbare Fäden, verknüpfen sich und verbinden diese Menschen unmerklich zu Kameraden.

Gütig hat die Nacht ihr warmes Dunkel ausgespannt. In der Ferne irrlichtern die Lichtketten einer Stadt. Sackelschein geistert an den Burgwänden empor. Spielerisch jagen sich Feuer und Dunkel und um uns gerät die Nacht in Brand. Alle Dinge halten den Atem an und allmählich wird Burg Landeck still.

Und morgens um 6 Uhr blies die Lagerwache das Wecken. In den Zelten wird es lebendig. Der erste Arbeitstag begann. Es wurde angetreten und zum Frühspport hinausmarschiert. Der Sport, der Wald, die klare Morgenluft brachten die Körper in Bewegung, und erst nach einer Stunde, als alle Muskeln durchgearbeitet und die Körper frisch geworden waren, ging es zum Lager zurück.

Die gesamte Lagergemeinschaft ist angetreten, die Wache, die Dichter, Schriftsteller, Komponisten, BdM.-Referentinnen, Jugendfunkteller und dazu eine Schar frisch-fröhlich-frecher Pimpfe. Kommandos klingen auf. Langsam steigt die Fahne empor. Einer spricht den Flaggengruß. Singend, mit erhobenem Arm, grüßt die Gemeinschaft ihre Fahne.

Der Morgenausmarsch nach dem Frühstück führt auf eine Wiese oder in einen Hohlweg, manchmal wurde auch im Walde Halt gemacht.

Die Aussprache begann, einer aus der Gemeinschaft trat vor, las aus seinen Gedichten oder eine Erzählung oder sprach über ein Thema, das ihn gerade bewegte. Etwas Feierliches hatten diese Stunden. Die Natur und das in ihr geschöpfte Wort lassen das tiefste Empfinden erwachen, und man ahnt etwas von der Größe der Unendlichkeit. Es ist das religiöseste Gefühl, was da im Menschen aufbricht: es ist die Rückverbindung mit dem Anfang unseres Seins. Die Aussprachen, die sich dann anschlossen, zeigten die rege Anteilnahme aller



Anwesenden und eine Frage wuchs aus der anderen. Die Themen, die hier zur Aussprache gestellt wurden, waren nicht programmäßig festgelegt, und das war gut so, es wurden dadurch nur Fragen aufgeworfen, die zeitbedingt sind und die Anwesenden schon seit langem bewegten. Bald sprachen sie über das Problem „Der Begriff Treue innerhalb der deutschen Geschichte“, dann über „Wagner und Nietzsche“, später über „Das religiöse Empfinden des Deutschen“, ein anderes Mal wieder über die deutsche Dichtung und viel über Fragen, die die Ausgestaltung des Jugendfunks betreffen. Waren mehrere Stunden so mit geistiger Schulungsarbeit ausgefüllt, ging es in Marschkolonnen singend zum Lager zurück zum Mittagessen. Die anschließende Freizeit, eigentlich gedacht für persönliche Dinge, wurde aber dazu benutzt, die am Vormittag begonnenen Themen weiterzuführen und zu vertiefen. Die Menschen waren hier so voll innerer Spannung und von den vielen sie bewegenden Fragen so gepackt, daß sie die geringe Freizeit, die ihnen Erholung sein sollte, völlig vergaßen. Lebhaft redend stehen sie in Gruppen umher: Ostpreußen, Schlesier, Hamburger, Sachsen und Süddeutsche, alle durcheinander, und das Gespräch bringt immer neue Gedanken und Ausblicke. Einzelne von ihnen bleiben abseits. Auch sie setzen sich, um für die Fortführung des Gespräches gerüstet zu sein, mit den aufgeworfenen Fragen innerlich auseinander. Die Aussprachen am Nachmittag werden dann besonders bewegt und führen manchmal zu Gegensätzen, die produktiv und voll schöpferischer Anregung sind. Nach dem Abendbrot sammelt sich alles um das frisch angezündete Lagerfeuer und singt ganz neue Lieder der Bewegung. Die jungen anwesenden Komponisten Spitta, Stapelberg und Blumenfaat studierten ihre Lieder selbst ein. Und war der gemeinsame Gesang beendet, das Lagerfeuer weit heruntergebrannt, saßen sie noch lange und sahen gedankenschwer und schweigend in die Nacht und in das Feuer. Am Tage war gesprochen worden über Religion, vom Blut, Sterben und der Pflichterfüllung. Manchem wurde das Wort Pflicht klarer: der Tod nichts, die Pflicht alles. Dann steht langsam einer auf und geht allein seinem Zelt zu. Unhörbar leise tastet er sich durch die Nacht. Er hat die äußere und innere Ruhe gefunden.

So vergeht ein Tag nach dem anderen. Viele der Kameraden kamen zu Worten und sprachen oder lasen aus eigenem Schaffen: Herbert Böhme, Berlin, aus seinem Gedichtsband „Morgenrot“, Wolfram Brockmeyer, Leipzig, aus seinem Gedichtsband „Ewiges Deutschland“, Wolfgang Schwarz aus seinem Gedichtsband „Es spann die Nacht, die graue“, Wolf Justin Hartmann, München, eine knappe und spannende Erzählung „Der Schlangenring“, Walter Kühn aus seinem Buch „Arbeit geht in Front“, Kurt Paqué seine mehrfach erschienene Erzählung „Kriegserlebnis der Quinta“, Waldemar Glaser aus seinem vielverbreiteten und bekannten Buch „Ein Trupp SA.“ An einem Abend aber las der Hamburger Rudolf Rienau, der Bruder des am Skagerrak gefallenen Dichters Gorch Fock.

Sie lasen meist draußen im Freien. Und eines Tages kamen sie auch wieder singend zurück. Die Fahne des Lagers flaggte Halbmast. Und der Gesang



brach erschrocken ab. Es wurde still in den Reihen der Kameraden. Es war ihnen Gewißheit: Reichspräsident von Hindenburg ist heimgegangen. An diesem Abend war oben auf der Burg eine stille Gedenkfeier. Das graue Totenheer hielt Zwiesprache mit seinem Heerführer.

Das Leben schreitet weiter.

Auf dem 1250 Meter hohen Kandel steht die Lagergemeinschaft. Auch hier ist der Blick ins Tal, wie auf der Burg, weit und sonderbar. Auf der einen Seite liegen die Alpen und auf der anderen die Vogesen. Genau vor zwanzig Jahren hatte wieder einmal dieser alte natürliche Schutzwall seine Aufgabe erfüllt. Genau vor zwanzig Jahren starben hier deutsche Soldaten den Heldentod. Genau vor zwanzig Jahren —

Spät abends ging es zurück zur Burg. Unsere drei Autos krochen groß und schwer durch die Nacht. Die Lichtkegel der Scheinwerfer suchten Wege und Landschaft. Plötzlich — eine Überraschung. Ein Wolkenbruch brach los. Sintflutartig peitschte der Regen nieder, sammelte sich auf den Bergen, ergoß sich über die Felder, Gebirgswege und schoß in tausendfältigen Wirbeln ins Tal hinab. Die Autos bleiben mitten auf der Gebirgsstraße stehen. Taschenlampen blitzen auf. Barfüßig und durch hohes Wasser wadend kommen Kameraden. Sie melden: „Die unaufhörlich sich ergießenden Wassermassen haben die Böschungen herabgerissen.“ Der Weg aussichtslos versperrt. Steine, Geröll und herangeschwemmte Sandberge hindern die Weiterfahrt der Autos.

Sorge um das Lager: Abgerutscht?

Sie kennen noch nicht ganz die Kameraden der Lagerwache.

Die Autos können immer noch nicht durch. Da wadet alles aus den Autos, barfüßig, tief in den aufgeweichten Sand versinkend und bis auf die Haut durchnäßt hinauf zur Burg. Die Sorge um die Sachen war unnötig. Wieder einmal hatte die Lagerwache rechtzeitig für alles gesorgt. Es ist etwas Fabelhaftes um diese Jungens.

Am letzten Lagertag machte das Lager wieder eine Fahrt mitten hinein in den dunklen Schwarzwald mit seinen Weinbergen, seinen eigenartigen Dachhäusern und seinen gastfreundlichen Menschen, die sich dem Fremden in dieser milden, manchmal überraschend aufragenden und doch harmonisch ausgeglichenen Landschaft offenbaren.

Der Weg führt über St. Märgen am Titisee vorbei nach Alt Glashütten und St. Blasien. Die Berge steigen merklich an. Die Gegend muß hier beträchtlich hoch sein, denn es wird unangenehm kühl, und die Autos kommen nur noch langsam und keuchend vorwärts. Am Rande eines Bergvorsprunges steht in schlichtem Stein ein Ehrenmal: Schönau! Die Heimat Albert Leo Schlageters. Vor dem Kirchhof, wohin Schlageter überführt und begraben wurde, wird Halt gemacht. Achtzig junge Menschen marschieren mit dumpfem Schritt auf den Kirchhof. Sie stehen und gedenken ihrer Volkshelden. Einen begräbt soeben die Nation auf der Wahlstatt von Tannenberg, der andere ruht hier — Albert Leo Schlageter.



Immer mehr erschloß sich den aus allen Gauen Deutschlands Zusammengekommenen der Schwarzwald. An seinem Südausgang wird die Universitätsstadt Freiburg mit seinem Münster zum abschließenden Erlebnis.

Am Abend, dem letzten vor der Heimfahrt, wurde es offenbar: Aus dem Lager war die Gemeinschaft schon längst herausgewachsen zur Volksgemeinschaft. Zusammen saßen Bauern und Jugend und schenkten sich die letzten Stunden noch einmal im Glauben an Deutschland.

Still ist in der Frühe der Abschied von Landeck. Gern möchte man noch einmal all den Menschen, die dieses Lager ermöglicht und zu seiner Ausgestaltung beigetragen und es mit unermüdlicher, selbstloser Arbeit aufrechterhalten haben, Dank sagen. Aber es ist so viel an Güte verschenkt worden, daß man es einfach nicht kann. Keiner von uns wird den Schwarzwald und seine Menschen vergessen. Landeck wird immer in unseren Gesprächen in der Heimat dabei sein.

Die Ziele sind deutlich geworden, das Erlebnis ist Blut geworden und drängt zur Gestaltung. Wir arbeiten.

---

**Die Nation besteht nicht aus der Masse,  
sondern aus der Aristokratie des Geistes**

**Lagarde**



# Der schlesische Rundfunk

## Ehrenvolle Auszeichnung

Der Intendant des Reichsenders Breslau, Hans Kriegler, wurde in die Kommission des Reichsrundfunksprecherwettbewerbes berufen und zum Leiter der Schulungskurse für Funkwarte auf der 11. Großen Deutschen Funkausstellung zu Berlin ernannt.

## Der Rundfunk als Träger und Treuhänder nationalsozialistischer Kultur

Der Rundfunk besitzt im Gegensatz zu Theater und Presse keine Tradition. Rundfunk ist eine neue Kunst! Es ist darum mühsig, langatmige Abhandlungen zu führen über die Stellung des einzelnen zu Theater, Presse und Funk, oder gar irgendwelche „Konkurrenzen“ konstruieren zu wollen. Der Aufgabenkreis jeder dieser Institutionen ist begründet und gebunden an ihre eigene Gesetzmäßigkeit, die automatisch ihnen Grenzen und Aufgaben diktiert. Rundfunk ist — politische Kunst, mit der, wie Reichsminister Dr. Goebbels in einer Tagebuchaufzeichnung einmal so treffend skizziert „unsere Gegner nichts anzufangen wußten“. In dieser Kritik liegen Wegweisung und Aufgaben für den nationalsozialistischen Rundfunk, an deren Erfüllung in den Sendehäusern des neuen Deutschlands mit beispielloser Energie gearbeitet wird. Unsere Kultur ist kein Salon-Asthetentum, wie es vom „System“ so interessant und modern gepflegt wurde. Unsere Kultur erwächst aus den ewigen Quellen deutschen Volkstums, die verbunden mit dem heißen Lebenswillen der jungen Revolution die Umgestaltung des deutschen Menschen von innen heraus vollenden wird. Der Rundfunk steht als Träger und Mittler dieser großen deutschen Mission in vorderster Front. Unmittelbar und zeitnah vermag er durch die einmalige Synthese von Technik und Kunst Millionen zu erfassen und ist so gewaltigstes Kulturinstrument unserer Tage. Das grandiosste Beispiel: Adolf Hitler spricht! Das ganze Volk — und jeder einzelne hört seinen Führer. Alle, die deutschen Kluges sind, wo immer sie auch leben, hören ihn. Die ganze Welt kann die Kunde vernehmen von der deutschen Bereitschaft zum Frieden. — Die Weltsendungen aus dem Wagner-Festspielhaus in Bayreuth — Richtstrahler trugen die Klänge bis nach Amerika und Afrika — legen Zeugnis ab von dem Hochwert überzeitlicher Werke der deutschen Kunst als kostbares Nationalgut. Die Mikrofone von Cannenberg werden

Sprachrohr einer geschichtlichen Stunde für den ganzen Erdball. Sie verbinden die gesamte Nation zu einer andachtsvollen Gemeinschaft und lassen Millionen sich vor deutscher Größe neigen. — In der „Stunde der jungen Nation“ erlebt die gesamte deutsche Jugend in Hörgemeinschaft deutsche Geschichte. Der Rundfunk leistet damit eine einzig dastehende Erziehungsarbeit an der jungen Generation. In der Reichshauptstadt kommen im Rahmen der Zweiten großen deutschen Funkausstellung 50 000 Funkwarte zu Schulungskursen zusammen. Sie werden als Vertrauensmänner die große Hörergemeinde Deutschlands ausbauen helfen. Es wird in Zukunft keinen Betrieb mehr geben ohne stationäre Lautsprecheranlage. Gemeinschaftsempfang für Verbände und Schulen wird überall durchgeführt. Die Dr.-Goebbels-Spende wird verdienten unbemittelten Kämpfern des Weltkrieges und der nationalen Bewegung zu einem Empfangsgerät verhelfen. Der Radioapparat ist laut gerichtlicher Entscheidung unpfändbar und gehört zum Lebensbedarf. Das Land wird für den Funk erobert werden. Der Bauer soll sich als Blutsträger und Hüter der Volksgemeinschaft einschalten in das politische Leben der Nation — im letzten Gehöft wird man Rundfunk hören. Die erste deutsche Funkschule beginnt ihre Vorlesungen. Die Reichssendeleitung gibt durch Neuorganisation der Sender dem deutschen Rundfunk erhöhte Schlagkraft zur Bewältigung seiner Zukunftsaufgaben. Die Vermittlung des Ewigkeitswillen der deutschen Volksseele als letzte Sinngabe der nationalsozialistischen Revolution ist heiligste Aufgabe des deutschen Künstlers. Ihm gelten die Führerworte vom Parteitag 1933 zu Nürnberg: „Mögen sich die deutschen Künstler ihrerseits der Aufgabe bewußt sein, die ihnen die Nation überträgt. Da Torheit und Unrecht die Welt zu beherrschen scheinen, rufen wir sie auf, die stolze Verteidigung des deutschen Volkes mitzuübernehmen durch die deutsche Kunst.“

Rurt Flemming.



# Buchbesprechung

## Aus dem Arbeitsgebiete der Provinzialverwaltung — Schlesische Wirtschaftsahlen für das erste Halbjahr 1934

Die neue Ausgabe des Mitteilungsblattes „Niederschlesien“ (Schriftleitung: Provinzialverwaltungsrat Dr. Dietel) beginnt mit einem Gedenkwort des Landeshauptmanns Dr. von Boeckmann für den verstorbenen Reichspräsidenten. — der allgemeine Teil enthält dann eine Reihe von Aufsätzen aus dem Arbeitsgebiete der Provinzialverwaltung. Der erste Artikel „Heimatschutz“ befaßt sich mit unserer heimischen Baukultur als Ausdruck der Wirtschaftsform und der geschichtswissenschaftlichen Forschung. Er würdigt die gebundene Wirtschaft der Fünfte gegenüber der Individualwirtschaft des 20. Jahrhunderts und schildert die Bestrebungen der Heimatschutzbewegung und ihr Verhältnis zum neuen Staate. Der folgende Aufsatz kennzeichnet die Kapitalanlage der Niederschlesischen Provinzial-Lebensversicherungsanstalt im Dienste der schlesischen Wirtschaft, während in den beiden nächsten Artikeln die Ergebnisse der Niederschlesischen Provinzial-Feuerzersetät bzw. der Niederschlesischen landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaft im Jahre 1933 geschildert werden. Es schließt sich eine Darstellung der Vierten Sitzung des Verbandsausschusses des Gemeindeunfallversicherungsverbandes der Provinz Niederschlesien an. —

Der zweite, statistische Teil — bearbeitet im Statistischen Amt der Provinzialverwaltung von Niederschlesien (Leitung: Provinzialverwaltungsrat Dr. Dietel) — bringt zunächst einen zusammengefaßten Bericht — an Hand der wichtigsten niederschlesischen und gesamt-schlesischen Wirtschaftszahlen — als Halbjahresbilanz der schlesischen Wirtschaft. Die folgenden (9) Statistischen Sonderbeilagen behandeln die verschiedensten schlesischen Wirtschaftsgebiete; aus ihnen sind die Bevölkerungsentwicklung und die bäuerliche Siedlung in Schlesien und in den Ostprovinzen sowie die Bautätigkeit in Schlesien im Jahre 1933 (mit Zahlenübersichten für die einzelnen Kreise) zu erwähnen, ferner einige Abhandlungen aus der Landwirtschaft (mit Einschluß von Ergebnissen der letzten Betriebszählung) und schließlich eine Übersicht

über die offene Fürsorge der schlesischen Bezirksfürsorgeverbände im letzten Vierteljahre 1933. —

Über die Abgabe des Mitteilungsblattes „Niederschlesien“ gibt die Pressestelle bzw. das Statistische Amt der Provinzialverwaltung von Niederschlesien, Breslau 2, Landeshaus, Auskunft. D.

## Studentische Arbeit im Sommersemester 1934

Die soeben erschienene Augustfolge der „Schlesischen Hochschul-Zeitung“ berichtet von der vielfachen studentischen Arbeit, welche die Studentenschaften und Fachschulenschaften Schlesiens im vergangenen Sommersemester geleistet haben. An der Spitze der Folge stehen zwei grundsätzliche Beiträge „Der Weg des NSDStB.“ von dem Schriftleiter der „Schles. Hochschul-Zeitung“, Hermann Uhtenwoldt und „Außenpolitische Erziehung“ von Andreas Joten. Der Beitrag von Uhtenwoldt stellt fest, daß der NSDStB., die alte Kampftruppe des Nationalsozialismus an Deutschlands Hoch- und Fachschulen, auch weiterhin Träger der politischen Arbeit der Studentenschaften und Fachschulenschaften sein wird; sein eigentlicher Auftrag wird dabei sein, beizutragen zur Bildung einer neuen Führerschicht.

Andreas Joten zeigt eines der wesentlichsten Aufgabengebiete studentischer Arbeit in Schlesien, wenn er eine außenpolitische Erziehung fördert, die sich frei macht von Ideologien und aus einer nüchternen Erkenntnis der politischen Gegebenheiten heraus Verständnis erweckt für die Außenpolitik des nationalsozialistischen Staates.

Über die Ergebnisse des ersten Ostsemesters spricht Hans Bauer, während Hansjörg Greiner die große Aufbauarbeit zeigt, welche in den schlesischen Fachschulenschaften im letzten Semester geleistet worden ist. 31 Gruppen galt es aufzubauen und einsetzbar zu machen. Aber während an den Fachschulen die studentischen Gliederungen erst geschaffen werden mußten, können die vier schlesischen Studentenschaften (Universität und Technische Hochschule zu Breslau, Hochschule für Lehrerbildung in Beuthen und Hirschberg) von einer regen Erziehungsarbeit und von einem vielfachen Einsatz berichten.

Wilhelm Iser führt die Auseinandersetzung mit dem Ständedenken Othmar Spanns weiter, welche die „Schles. Hochschul-Zei-



tung“ seit ihrer Junifolge führt, während Rudolf Glafer von dem „Stand des Kampfes gegen Hermann Wirth“ berichtet.

So zeigt auch die Augustfolge der „Schles. Hochschul-Zeitung“ wie die Arbeit der Zeitschrift überhaupt, das Bemühen, über das studentische Leben hinaus beizutragen zur weltanschaulichen Klärung und zur Abgrenzung des Nationalsozialismus gegen Ideologien, welche unter seiner Flagge segeln, innerlich aber mit ihm wenig oder nichts zu tun haben.

**Alfred Karrasch: Parteigenosse Schmiedecke.**  
„Zeitgeschichte“: Verlag und Vertriebs-Gesellschaft m. b. H., Berlin W. 35.

Eine Bewegung hat den Staat erobert. Der Nationalsozialismus ist zur Macht gelangt. Doch der Kampf geht weiter, schwelt unterirdisch und abgründig in den Betrieben.

Zwei Welten sind zerbrochen: die marxistische des Arbeiters Lefke, der innerlich vereinsamt, sich nicht mehr zurechtfindet und an allem verzweifelnd, sich eines Tages in das Kolbengetriebe der Dampfmaschinen des Berendamwerkes wirft. Gesensend wird ihm das wunderbare Erlebnis der Betriebskameradschaft zuteil und findet dadurch den Anschluß an die neue Zeit. Er wird ein brauchbares Glied des schaffenden neuen Deutschlands.

Länger schon dauert es bei dem fachtüchtigen Ingenieur Dr. Ebner, dessen bürgerliche Lebensauffassung in gleicher Weise in Trümmer gegangen ist. Für ihn ist es besonders schwer, kommt er doch aus einer individualistischen Welt, deren Menschen nie den schicksalshaften Zusammenhalt hatten, den die Arbeiter besaßen. Als ihm bei seiner Entlassung die innere Verlogenheit derselben greifbar deutlich wird, glaubt er den Unwert seines Weltbildes auch auf sein eigenes Ich übertragen zu müssen.

Von seinen bedenklichen, um ihr eigenes Wohlergehen ängstlich besorgten Standesgenossen verlassen, erlebt er den rückhaltlosen Einsatz der Arbeiterschaft für die

Gerechtigkeit, die ihm versagt wird. Klar erkennt er, daß er von nun an zu ihr gehört. Gemeinsames Schaffen verbindet sie. Vorurteile und Standesdünkel vermögen Kopf- und Handarbeiter nicht mehr zu trennen. Von der Werkgemeinschaft wird die Brücke zur Volksgemeinschaft geschlagen.

Der Mann aber, der in unermüdlicher Selbstaufopferung für den Marzisten Lefke und den Bürger Dr. Ebner, für Arbeiter und Angestellte eintritt, der unbedenklich dabei Wohl und Wehe seiner Familie aufs Spiel setzt, der in seinem Kampf gegen den reaktionären Materialismus der Direktoren Riede, Nollenbrecht und Dr. Korr auch vor der Arbeitslosigkeit, die er bereits aus jahrelanger bitterer Erfahrung kennt, nicht zurückschreckt, ist der Parteigenosse Schmiedecke.

Einfach und schlicht ist er, offen und ehrlich. Gerade und unbeugsam steht er auf seinem Platz als Betriebsrat, kämpft mit dem Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit. So hält er seinem Führer die Treue, denn er weiß, daß der letzte Sieg des Nationalsozialismus erst dann errungen sein wird, wenn der unsoziale Geist derart vernichtet ist, wie im Berendamwerk am Tage der nationalen Arbeit, als der Generaldirektor sich auf die Seite seiner Belegschaft stellt und die volksfeindlichen Direktoren entläßt. Nie hat es eine kürzere Rede eines Wirtschaftsführers gegeben. Er kommt nur bis zur Anrede: Arbeitskameraden! Dann wird er im stürmischen Jubel von seiner begeisterten Arbeiterschaft emporgehoben und auf den Schultern getragen.

An den Masten aber steigen die Fahnen der nationalen und sozialen Befreiung empor. Karrasch hat in seinem „Parteigenossen Schmiedecke“ den ersten, wohl gelungenen Vorstoß unternommen, das Arbeitertum von heute in all seinen Lebenserscheinungen und Entwicklungen aufzuzeigen und sichtbar zu machen. Das Buch, das brennende Zeitprobleme ernsthaft behandelt, wird stark beachtet und gelesen werden. R ü h n.

---

---

**Werdet Mitglieder der N.S.-Kulturgemeinde!**

---

---



**Klischees**  
**GEIKE**  
 BRESLAU 1 REUSCHESTR. 11/12.  
 ff. Autotypen Strichätzungen Tel. 59870 Holzschnitte Zeichnungen

**Stoffe**  
 Handwebereien / Volks-  
 kunst / handgew. Teppiche  
**Deutscher Hausrat**  
 Ohlauer Str. 47, Ecke Neue Gasse



*Der Juweller für Sie!*

*Otto Stammwitz*

Breslau 2, Gartensir. 88 Ecke Teichstr.

*Guido*  
**Betensted & Winter**  
 Breslau 1 / Ohlauer Straße 1/2

*Papierhandlung*  
*Bürobedarf*  
*Buchdruck*

Fernsprecher 50112



Anz. 17.90 und  
 24 Monatsr. v. je 7.90

**Mercedes**  
**HOLL**  
 od. netto 182.00 RM  
 Breslau Garten-  
 str. 52  
 R u f  
 246 47  
 263 48

**Das Haus der Qualität**

Gegründet  
 1900



Entwürfe · Zeichnungen · Retuschen

**KLISCHEES**

f. Wissenschaft · Industrie u. Handel

**CHEMIGRAPH. KUNSTANSTALT**

**ANKARSTRAND**

JNH. OSKAR MENGEL

Fernr. 35 000 BRESLAU 13. Moritzstr. 19.

**Auch Bücher**  
**gehören zum**  
**täglichen Brot**

Sie bringen nicht nur  
 Freude und Wissen...  
**Sie schaffen Arbeit!**

**Deutsche Buchstube**

Breslau 1, Schweidnitzer Str. 21

Fernsprecher 52555



